

# Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 25. Januar 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zundel), Wilhelmshöhe, Post Begeck bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Straße 12.

## Inhalts-Verzeichnis.

Aufruf der Vertrauensperson. — Der Kampf im Ruhrgebiet. — Die weibliche Gewerbeaufsicht im Deutschen Reich. I. Von Emanuel Baur. — Mahnung. Von Prof. Dr. A. Döbel. — Die Proletarin im Reiche der rheinisch-westfälischen Großindustrie. Von W. D. — Aus der Bewegung: Aufruf an die Genossinnen. — Von der Agitation. — Die Beteiligung der Genossinnen am Parteitag der Sozialdemokratie in Preußen. — Die Haltung der Frauen beim Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet. Von Agnes Plum-Effen. — Eintreten der Berliner Genossinnen für den kommunalen Schutz von Mutter und Säugling. — Agitationsberichte aus Bayern. Von W. Köhler. — Louise Michel †  
Notizen: Genossenschaftliche Rundschau. Von Simon Kaysen. — Kommunale Fürsorge für Mutter und Kind. — Frauenbewegung.  
Feuilleton: Begräbnis während des Ausstandes. Von Ida Rogge. (Gedicht.) — Unbefleglich. Von Ludwig Pfau. (Gedicht.) — Im Armenhause. Von Ida Christen.

## Genossinnen!

Einen Riesenkampf zwischen Arbeit und Kapital haben die Grubenbesitzer im Ruhrgebiet aus Eigennutz und Herrschsucht freventlich heraufbeschworen. Mit den kämpfenden Männern zusammen müssen viele Hunderttausende Frauen und Kinder seine Lasten und Opfer tragen. Die vertragsbrüchigen Millionäre rechnen darauf, daß der Hunger das Recht der Gewalt unterwerfe. Nur wenn das gesamte Proletariat seine volle Schuldbildigkeit zur Unterstützung der Streitenden und ihrer Familien tut, kann die Hoffnung der Herren zerschanden werden.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei und die Gewerkschaften haben zu tatkräftiger Hilfe aufgerufen. Genossinnen, leistet diesem Rufe Folge und sorgt dafür, daß keine Arbeiterfrau, keine Arbeiterin ihn überhört! Jede muß ihr Scherlein darbringen, um von den Schwestern und Brüdern im Ruhrrevier das bitterste Glend und damit die Niederlage abzuwenden. Genossinnen, laßt euch ferner angelegen sein, eine rege Beteiligung der Frauen an den Sympathiekundgebungen für die Streitenden herbeizuführen, solche Sympathiekundgebungen anzuregen und die Genossen bei allen Maßnahmen zu unterstützen, welche die Kriegskasse füllen sollen. Schreckt vor keinem Opfer zurück und scheuet keine Mühe, um eure Pflicht zu erfüllen. Unser aller Feind ist es, der die Bergarbeiter niederzwingen will. Ihr Kampf muß unser aller Kampf sein. Auf, helfen auch wir ihnen siegen.

Mit Parteigruß

Berlin, den 19. Januar 1905.

Ottilie Baader

Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands.

## Der Kampf im Ruhrgebiet.

Was sich seit Wochen ankündigte, hat sich erfüllt. Am 17. d. M. haben die Vertreter der Bergarbeiterorganisationen jeder Richtung den Generalausstand beschlossen. Beschließen müssen, sicherlich nicht leichten Herzens, vielmehr im vollen Bewußtsein der Härte, Erbitterung und Gefahren des bevorstehenden Riesenkampfes und der ersten Verantwortung, die er den Organisationen und den Organisierten auferlegt. Nachdem zuerst die Belegschaft der Zeche „Bruchstraße“ in den Streik getreten war, um die angesonnene Verlängerung der Schichtdauer abzuschlagen, griff die Ausstandsbewegung mit elementarer Gewalt um sich. Binnen wenigen Tagen hatte sie gegen 80 000 Kohlengräber erfaßt. Der Generalstreik wird 200 000 Bergarbeiter mit verschränkten Armen auf das Blachfeld des Klassenkampfes führen, ein wirtschaftliches Streiterheer, wie es Deutschland noch nie gesehen. Bei der Rolle der Kohle im modernen Wirtschaftsleben muß das gesamte ökonomische Getriebe erschüttert werden, wenn der starke Arm des Grubenproletariats die Zechen stilllegt. Ein eindringlicher Beweis für die Gemein-schädlichkeit des Privatbesitzes, dessen Rassist den Kampf heraufbeschworen hat.

Das Grubenkapital, verkörpert in den Herren Stinnes, Thyssen, Kirdorf und einer Handvoll weiterer Millionäre, hat es so gewollt. Mit ausgefuchter Brutalität und Prohigkeit, dem starken Reiz seiner Antwort auf die erhobenen Forderungen die Verhöhnung und Heraus-

forderung hinzufügend, hat es jedes Entgegenkommen, jede Verhandlung abgelehnt. Es pocht auf die ungeheuren Machtmittel, über die es im Wirtschaftsleben und im Staat verfügt, Machtmittel, groß genug, um die Staatsgewalt zum Kuschen zu bringen — wie die Hibernia-affäre zeigt —, sofern sie sich nicht von vornherein als dienstwilliger Vättel der Zechenmagnaten erweist — was in den Kämpfen zwischen diesen und den Arbeitern bisher noch stets der Fall gewesen ist.

Das Grubenkapital will den Krieg. Er soll seine Interessen fördern, indem er das Verschleudern der kleinen Zechen durch die großen beschleunigt; ein Feigenblatt vor das profitwütige Stilllegen der minder ertragsreichen Gruben hängt; der Erweiterung und Vergrößerung der Betriebe Vorschub leistet; den Kampf der gemischten gegen die reinen Werke in der Eisenindustrie begünstigt und damit die angestrebte Allianz von Eisen und Kohle in schnelleren Fluß bringt. Mit anderen Worten: das im Kohlenbau ausbeutende und herrschende Kapital will eine größere Konzentration des Wirtschaftslebens. Dies aber nicht etwa aus Rücksicht auf die fortschrittlichen Tendenzen, die einem solchen eignen, sondern lediglich zu Nutz und Frommen seines Profits. Sie ermöglicht ihm ja die rückwärtslose Schröpfung der Konsumenten, wie die stärkste Ausbeutung und Knebelung der Produzenten, der Arbeiter.

Die Arbeiter niederzuwerfen, wehrlos zu machen, das ist das innig gewünschte Ziel, das für die Werkbesitzer im Brennpunkte des Kampfes steht. Er gilt vor allem der Zertrümmerung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter. Der grimme Haß gegen sie züngelt aus der Antwort des „Vereins für bergbauliche Interessen“, der Unternehmensvertretung. Nicht mit den Vertretern der gesamten Belegschaften, nicht mit einer fest zusammengeschlossenen Gemeinschaft wollen die Herren unterhandeln, nur mit „ihren“ einzelnen Arbeitern. Natürlich! Sie wissen, daß sie von der wirtschaftlichen Schwäche der einzelnen Arbeiter alles zu hoffen, von der Macht der Organisation alles zu fürchten haben. Um die Organisation der Bergarbeiter wird der Kampf am heftigsten entbrennen, wenn auch andere Momente sein Ausgangspunkt gewesen sind.

Auf Seiten der Lohnsklaven des Grubenkapitals hat bekanntlich die Verlängerung der Seilsfahrt den Anstoß zur Streikbewegung gegeben. Die Verlängerung der Seilsfahrt läuft auf eine Ausdehnung der Schichtdauer hinaus, sie bedingt einen längeren Aufenthalt unter Tag. Ein längeres Atmen und Arbeiten in einer Atmosphäre und unter Bedingungen, welche an und für sich schon der Gesundheit schädlich genug sind! Verlängerung der Schichtdauer besagt für den Kohlengräber in dünnen Worten: Verkürzung des Lebens in Lust und Licht, Verkürzung der Lebenskraft, ja der Lebensdauer selbst! Davon zu schweigen, daß der längere Aufenthalt in der Grube die Zeit und Kraft mindert, welche der Bergmann seiner Familie, seiner Erholung und Bildung zu widmen vermag! Die Achtstundenschicht ist ein geschichtlich geheiligtes und verbrieftes Recht der Bergarbeiter. In einem opferschweren, blutgetränkten Kampfe haben sie es 1889 gegen die vereinigte Macht von Kapital und Staat behauptet. Und was damals betreffs der Dauer der Schicht und der Seilsfahrt in dem sogenannten „Friedensprotokoll“ festgelegt worden ist — Achtstundenschicht, Seilsfahrt von zusammen höchstens einer Stunde —, das wollen sie sich heute nicht durch eine vertragsbrüchige Ausbeuterlique entreißen lassen.

Die ihnen zugemutete heimtückische Ausdehnung der Schichtdauer ist jedoch nur der letzte Tropfen gewesen, welcher den Eimer der Empörung zum Überlaufen brachte. Welche Last wachsender Abel drückt nicht die Hörgen der Grubenaristokratie! Die Löhne sind trotz gesteigerter Produktivität der Arbeit und ungeachtet einer starken Verteuerung der Lebensbedürfnisse gesunken. Familienväter haben in den letzten Zeiten Monatslöhne von sechzig Mark heimgebracht. Das verhaßte Wagenmullen, das nach Gunst und Gabe oder nach Laune erfolgt und sich zu strupelloser Betrügerei zuspitzt, kürzt im Verein mit leicht verhängten Strafen den Verdienst. Die Wurmkrantheit hat furchtbare Unheil über Zehntausende Familien gebracht. Die

Einstellung der Förderung auf kleinen Zechen raubte vielen mit dem Brot die Heimat, an welcher sie mit westfälischer Zähigkeit hingen. Scharen von Ausländern, Polen, Italiener, Kroaten, wurden als Lohnrücker von den waschecht patriotischen Kapitalisten ins Land gerufen. Auf manchen Werken spotten die sanitären Einrichtungen jedem sanitären Bedürfnis, die Vorkehrungen gegen Unglücksgefahr sind äußerst mangelhaft. Auf anderen wieder zeigt sich eine schamlose Günstlingswirtschaft, die einzelnen Strebern gutes Gedinge zuschanzt. Bergarbeiter mit steifem Rückgrat und Kameradschaftsgefühl dagegen benachteiligt und schikaniert. Der immer mehr grassierende Reserveleutnants- und Unteroffizierstanz verlegt. Wer in der Gewerkschaftsorganisation rührig tätig ist, wem ein Vertrauensposten übertragen wird, der muß erwarten, unter dem ersten besten Vorwand die Abkehr zu erhalten. Die bescheidenen Forderungen der Bergleute nach Anstellung selbstgewählter Grubendelegierter und Wagenkontrollen finden kein Gehör. Die Deputatkohle, die sie für den Hausbrand zu halbem Verkaufspreise erhalten, wurde in letzter Zeit unpünktlich geliefert oder wohl auch verweigert.

Kurz, eine Fülle von schreienden Mißständen hat reichlich Grund zu gärender Unzufriedenheit geschaffen. Von ihrer Gesamtheit wuchert übermächtig die Empfindung auf die Bergleute nieder, daß der vielbefungene „freie Arbeiter“ in Wirklichkeit ein Unfreier, ein Sklave ist, der brutalen Willkür und nimmersatten Gabsucht einer rohen und gewissenlosen Unternehmertaste preisgegeben. Zur Abwehr der und jener Verschlechterung, zur Er-ringung der und jener Verbesserung ihrer Lage sind die Kohlengräber in den Ausstand getreten oder richtiger von ihren Ausbeutern in den Ausstand gekehrt worden. Aber der tiefe, bei allen einzelnen Forderungen mitschwingende Grundton ihres Kampfes ist das mit unwüßlicher Gewalt hervorbrechende Bewußtsein des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit. Die Ausbeuteten lehnen sich gegen das System der Ausbeutung selbst auf, ihr proletarisches Klassenempfinden revoltiert gegen die Klassenherrschaft des Grubenkapitals, ihr Rechtsgefühl gegen dessen Geldsacksgewalt. Daher die leidenschaftliche Empörung, welche das Grubenproletariat des Ruhrreviers durchjittert, mag es für die Sozialdemokratie stimmen oder sich noch vom Zentrum nasführen lassen; mag es deutsch oder fremdsprachig klagen und fordern. Daher die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher die Ausstandsbewegung, einem nicht zu bändigenden Naturereignis gleich, die Bevölkerung mit fort-reißt. Nicht zwischen den einzelnen Belegschaften und Grubenverwaltungen ist der Kampf entfacht, Klasse steht gegen Klasse.

Das aber nicht bloß in der Kohlenindustrie, sondern im ganzen Deutschen Reiche. Hinter den steifnackigen Grubenbaronen stehen ihre kapitalistischen Brüder in der Auswucherung der proletarischen Arbeitskraft auf anderen Gebieten; hinter ihnen stehen aber auch die bürgerlichen Parlamente und Regierungen. Oder glaubt etwa jemand, diese Distelsträucher unseres öffentlichen Lebens würden etwas anderes als Stacheln für die Arbeiter geben? Eine Regierung, in welcher der „lange Möller“ betriebsam die einträglichen Geschäfte des Kapitals befragt; ein Reichstag, dessen Fierden die Beumer und Kardorf sind; ein Abgeordnetenhause, das nach jeder Richtung hin unfruchtbarer und volksfeindlicher ist als das Reichsparlament!

Se's drum! Die Grubenklaven haben's gewagt. Sie haben ihnen den frech ins Antlitz geschleuderten Fehdehandschuh aufgehoben. Nun gilt es, dem überstarken Feind nicht zu unterliegen. Seinen Machtmitteln müssen die Ausständigen die feste Geschlossenheit ihrer Reihen entgegenstellen, die feste Einheitlichkeit und eiserne Disziplin, mit der sie kämpfen. Das Proletariat der ganzen Welt, vor allem aber das deutsche Proletariat wird ihnen als nichtversagender Bundesgenosse mit treuer Solidarität zur Seite stehen.

Nicht die Männer allein, auch die Frauen der werktätigen Massen ruft der tobende Riesenkampf zur Pflichterfüllung. In erster Linie aber die Proletarie-

rinnen des Streifgebiets. Treffen die Fuchtelhiebe, welche das ausbeutende Kapital auf ihre Brüder niederfaulen läßt, nicht auch sie, ja oft gerade sie am schmerzhaftesten? Bedeutet nicht jede abgeschlagene Verschlechterung, jede ertroyte Verbesserung der Arbeitsbedingungen des Mannes auf der Hecke eine Erleichterung der Sorgenlast der Frau im Heim? Wohlau dem, so tue auch sie das ihrige dazu, um das Arbeiterrecht gegen Geldsackgewalt siege! Sie zermürbe nicht durch Wehklagen oder Schelten den Kampfesmut, die Kampfesfreudigkeit des Mannes. Sie steigere vielmehr seine Widerstandskraft durch die Einsicht, Begeisterung und Opferfreudigkeit, mit der sie die drückenden Lasten trägt, welche der Kampf in Gestalt manch bitterer Sorge bringen wird. Mit klugem Sinn und fleißiger Hand schalte und walte sie am häuslichen Herd, um die Stunde möglichst hinauszuschieben, wo die Not seine Flamme verlöscht. Sie gedulde, wie oft sie sparen und entbehren mußte, nicht etwa weil der Mann ein leichteres Loß für sich und die Seinigen erstreiten wollte, nein, weil die Herren Zechenritter fetteren Profit einzufädeln wünschten!

Sie gestalte das Familienleben so geordnet, behaglich und traulich wie nur möglich, damit der Mann den Aufenthalt im Heim dem im Wirtshaus vorziehe. Wie kurz bemessen sind nicht die Tage, die Stunden, die der Bergarbeiter den Seinen schenken kann, in denen er, befreit von der fieberhaften Hay der Erwerbsfron, in Ruhe und Frische mit seinem Weibe sich auszusprechen, mit seinen Kindern zu plaudern und zu spielen vermag! Der harte Beruf, der keine Rücksicht auf Morgen und Abend kennt, der den Kohlengräber zu jeder Tageszeit in düstere Nacht bannt, wirkt zerrütend auf das Familienleben zurück und knickt viele der bescheidenen Blüten, die hier den anderen Proletariern sprossen. Nun nähle die Frau, die Mutter die Sklavenkraft, welche der Kampf dem Manne bringt, um die Bande des Gemüths- und Geisteslebens zwischen den Familiengliedern zu festigen. Gewiß: die Not, welcher der Streit die Haustüre öffnet, wird der Bergarbeiterfrau die Erfüllung ihrer häuslichen und mütterlichen Aufgaben erschweren, wird ihr manche bittere, heimliche Träne abpressen. Nichtsdestoweniger muß sie ihre ganze Kraft aufbieten, damit das Heim eine Stätte der Erquickung und Stärkung für den kämpfenden Mann sei, eine feste Burg, aus der er gerüstet in ruhiger Kraft in den Streit zieht. So wirke sie allem entgegen, was ihn zum Feigling und Verräter machen könnte; allem, das geeignet wäre, ihn aus einem besonnenen Kämpfer in einen züchtlosen Tumultuanten zu verwandeln. Der gewaltige Kampf, in dem Riesenmassen gegen Riesenmittel stehen, heischt zwingend, daß Mann und Frau gemeinsam alle Kräfte und alle Tugenden ihres Wesens in ihn einsetzen. Er kann nur mit der Frau, nicht ohne sie, geschweige denn gegen sie, für das Proletariat siegreich durchgeföhrt werden.

In den Kämpfen des französischen, belgischen und amerikanischen Grubenproletariats haben sich die Frauen durch ihre Festigkeit und Begeisterung ausgezeichnet. Ihre deutschen Schwestern müssen sich ihnen ebenbürtig erweisen. Die Genossinnen im ganzen Reiche werden ihrerseits ihre Pflicht nicht versäumen, mit Energie und Opferwilligkeit für die kämpfenden Schwestern und Brüder einzutreten und die Proletarierinnen in Stadt und Land zu ihrer moralischen und materiellen Unterstützung aufzurufen. Im Ruhrgebiet muß das prohige Grubenkapital bestieg auf der Wahlstatt bleiben. Der gesamten deutschen Kapitalistenklasse und ihrem Staate zum Trutz, allen Fronenden und Ausgebeuteten zu Ruh und Frommen. Glück auf!

### Die weibliche Gewerbeaufsicht im Deutschen Reich.

Von Emanuel Wurm.

I.

Zehn Jahre sind jetzt verflossen, da galt die Anstellung weiblicher Gewerbeaufsichtsbeamter genau so wie die Hinzuziehung von Arbeitern zur Gewerbeaufsicht noch als eine Utopie, wie so viele andere Forderungen unserer Partei. Und als im November 1894 der „Bund der deutschen Frauenvereine“ eine Petition an das Handelsministerium der einzelnen Bundesstaaten richtete, in der es die Einsetzung weiblicher Gewerbeinspektoren forderte, fand dieser nunmehr auch von bürgerlicher Seite kommende Wunsch, den die Sozialdemokratie schon längst erhoben hatte, wenig Beachtung. Selbst ein so sozial empfindender und weitblickender Gewerbeaufsichtsbeamter wie der jetzt verstorbene Dr. Wörrishofer in Baden schrieb noch in seinem Bericht für 1896, daß diese Frage zwar in den beiden Kammern der Ständeverammlung und sonst in der Öffentlichkeit behandelt worden sei, der Gegenstand aber jetzt noch nicht für spruchreif gehalten werde, „besonders im Hinblick auf den zu unbestimmten Wirkungskreis weiblicher Beamten innerhalb der vorhandenen Organisation und im Hinblick darauf, daß bei dem derzeitigen Vollzuge der Gewerbeaufsicht durch männ-

liche Beamte keine wesentlichen Unvollkommenheiten zutage getreten sind, deren Beseitigung durch das Hinzutreten von weiblichen Beamten zu erwarten wäre“. Ein Bedürfnis dafür, „den Arbeiterinnen mit Bezug auf ihr Arbeitsverhältnis einen Rückhalt zu bieten, der den besonderen Verhältnissen ihres Geschlechts in größerem Umfange gerecht wird, als es der Fabrikaufsicht in ihrer jetzigen Organisation möglich ist“, erkannte er zwar an, glaubte aber, daß es durch die bürgerlichen Frauenvereine befriedigt werden könne. Aber auch sie waren nicht durchweg von dieser Aufgabe erbaut, nur einzelne badischen Frauenvereine bezeichneten einige Damen, an welche die Arbeiterinnen sich wenden konnten. Diese Damenprotektion fand begreiflicherweise bei den Arbeiterinnen wenig Gegenliebe.

Bayern, das zur selben Zeit einen Arbeiter zum Gewerbeaufsichtsassistenten gemacht hatte — der aber nicht von den Arbeitern gewählt war —, stellte grundsätzliche Bedenken der weiblichen Inspektion nicht entgegen, aber, heißt es im Bericht für 1896, „zurzeit läßt sich das Bedürfnis nach einer solchen Neuerung nicht begründen“. Dabei sprach der bayerische Zentralinspektor die vollkommen zutreffende und, wie wir sehen werden, durch die Entwicklung durchaus bestätigte Ansicht aus, „daß auch ein weiblicher Inspektionsbeamter (ebenso wie der männliche) auf die mitwirkende Tätigkeit der zwischen ihm und der Arbeiterschaft stehenden Mittelspersonen, Beschwerdekommissionen usw. angewiesen sein werde“. Deshalb wolle man erst abwarten, ob nicht durch Entwicklung dieser Organisationen die erforderliche Fühlung zwischen der Arbeiterschaft und der Gewerbeinspektion auch ohne Anstellung weiblicher Beamten erzielt werden könne. Die Beamten von Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg und Unter-Elsaß erklärten im Bericht für 1896 diese Anstellung für überflüssig; die beiden Sachsen hatten schon im Vorjahre mitgeteilt, daß sie ältere Arbeiterinnen, Direktrizen und Prinzipale (!) gefragt und „diese nicht in einem Falle den Wunsch nach Anstellung weiblicher Beamten geäußert hätten“.

Sind diese sich bei Direktrizen und Prinzipalen in Fragen des Arbeiterschutzes Rat holenden Herren nicht recht ergöhlich?

Im Großherzogtum Hessen hatte die Eingabe des Bundes deutscher Frauenvereine den ersten Erfolg. Im Jahre 1897 sprachen sich beide Kammern zugunsten der Petition aus und die Regierung erklärte, daß sie im nächsten Etat die Mittel für zwei Assistentinnen auswerfen würde. Der Beamte für Hessen II hielt es aber noch im folgenden Jahre laut seinem Bericht für besser, Frauen als Mittelpersonen zwischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Arbeiterinnen heranzuziehen.

Das Jahr 1897 zeigte noch viele entschiedene Gegner der „Neuerung“. Aus Baden, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Ober-Elsaß melden die Berichte, daß die leitenden Gewerbeaufsichtsbeamten die Einstellung weiblicher Beamten für bedenklich oder unnötig halten.

Inzwischen war aber in Bayern die Stimmung umgeschlagen. 1897 teilte die Regierung mit, daß sie weibliche Gewerbeaufsicht einführen werde, was auch im Jahre 1898 geschah, zur gleichen Zeit wie in Hessen. In letzterem wurden sie Assistentinnen der Gewerbeaufsicht, in Bayern betamen sie den Titel Funktionärinnen, hatten aber bei den Revisionen die Befugnisse und Rechte der Gewerbeaufsichtsbeamten. Der bayerische Bericht für 1898 meldet, daß „die Ausnahme der weiblichen Beamten sowohl bei den Arbeitgebern als auch bei den Arbeiterinnen befriedigend sei“. Auch in Hessen war dies seitens der Arbeiterinnen der Fall, dagegen zeigten im Bezirk Mainz „manche Arbeitgeber beim Erscheinen der Assistentinnen in ihrem Betriebe eine gewisse Unruhe und schien ihnen ein Ansprechen der Arbeiterinnen nicht angenehm zu sein. Daher mag es auch kommen, daß die Arbeiterinnen stets den Eindruck machten, als ob sie es nicht wagten, über ihre Verhältnisse etwas anzugeben“. Dr. Wörrishofer-Baden war im Bericht für 1898 schon bereitwilliger wie vorher, meinte aber, die Verhältnisse seien doch noch nicht so geklärt, daß ein Mißerfolg ausgeschlossen erscheine. Württemberg hatte für 1899 die Anstellung einer Assistentin in Aussicht genommen, was von den Aufsichtsbeamten zustimmend begrüßt wurde.

Sachsen-Weimar, das sich 1896 mit so lächerlicher Begründung gegen die Anstellung ausgesprochen, hatte 1897 „zwei ältere Witwen zur Unterföhung des Aufsichtsbeamten bei der Besichtigung zugezogen“. Der Aufsichtsbeamte blieb aber nach wie vor prinzipieller Gegner. Die Zuziehung weiblicher Hilfskräfte in seinem Dienstbezirk sei weder notwendig, noch verspreche sie einen Nutzen.“ Zur Kennzeichnung der weimarischen Assistentinnen diene ihr Urteil, „daß die Verhältnisse, unter denen die Arbeiterinnen in den dortigen Fabriken sich befinden, in jeder Beziehung gesund und normal, sowie im Vergleiche zu den häuslichen Verhältnissen günstig sind. Ein Anlaß zu Klagen liege daher nicht vor“. Die Assistentinnen erklärten sich also selber für überflüssig! Auch in den folgenden Jahren sandten sie in Sachsen-Weimar alles in bester Ordnung — und sie haben sich auch bis heutigentags ihren für die Unternehmer so günstigen Optimismus bewahrt!

Im Jahre 1900 entschloß sich endlich Preußen zu der „Neuerung“, das also auch in dieser Angelegenheit nicht in Deutschland voranging. Es stellte am 1. April 1900 zwei weibliche Hilfskräfte ein, in Berlin und Düsseldorf. Sie hatten ihr Hauptaugenmerk auf Betriebe zu richten, in welchen ausschließlich oder überwiegend Arbeiterinnen beschäftigt werden, also auf Wäschefabriken, Konfektionswerkstätten und verwandte Branchen. „Die anfänglich ablehnende Haltung der Unternehmer“, sagt der Bericht für 1900, „ist durch die

Sachkenntnis und durch das ruhige, sichere Auftreten der Assistentin bald beseitigt worden.“ Mit den Arbeiterinnen kam sie allmählich in persönliche Fühlung; Beschwerden erhielt sie aber fast ausschließlich durch Vermittelung der von den organisierten Arbeitern eingesetzten Beschwerdekommission.

Der Düsseldorfor Gewerberat Theobald erklärte sich in demselben Bericht für 1900 noch gegen die weibliche Gewerbeaufsicht, veranlaßt durch die geringe Inanspruchnahme der Assistentin. Er schreibt: „Wenn trotz ihres allseits anerkannten talloollen Auftretens und ihres großen Fleißes die Assistentin bei dem für die weibliche Fabrikaufsicht anscheinend sehr günstigen Boden des Gladbacher Bezirkes nur das finden konnte, was auch ein tüchtiger männlicher Beamter geleistet haben würde, so spricht dies jedenfalls dafür, daß ein Bedürfnis nach weiblicher Fabrikaufsicht bei den hiesigen Arbeiterinnen noch nicht fühlbar geworden ist.“

Im Königreich Sachsen wurden durch Verordnung des Ministeriums des Innern je eine weibliche „Vertrauensperson“ für die fünf Aufsichtsbezirke bestellt. Sie wurden nur angewiesen, an zwei für die Arbeiterinnen günstig gelegenen Wochentagen und allsonntäglich Sprechstunden abzuhalten, um Beschwerden der Arbeiterinnen entgegenzunehmen, die sie dann dem Gewerberat zur weiteren Untersuchung zuzustellen hatten. Diese Sprechstunden wurden so gut wie gar nicht besucht. In Dresden erhielt die Vertrauensperson von der sozialdemokratischen Arbeiterinnenorganisation die Mitteilung, daß ihr durch Beschwerdekommissionen Nachrichten über die Zustände in den Fabriken zugehen würden. In Württemberg trat die erste Assistentin im Jahre 1900 in Tätigkeit, wobei sie von den Gewerbeaufsichtsbeamten, den Arbeitern, Arbeiterinnen und deren Organisationen auf das nachhaltigste unterstützt wurde. Aus dem dritten Bezirk heißt es, daß „die intelligenten Frauen und Mädchen diese neue Einrichtung freudig begrüßten, allerdings sind es immer nur wenige, denen die Vorteile, eine Frau als Beraterin zuzubeden, zum Bewußtsein kommen. Aber auch diese wenigen sind es wert, daß ihren Wünschen Rechnung getragen worden ist.“ Seither ist in Württemberg eine zweite Assistentin angestellt worden.

In Baden wurde im Jahre 1900 die erste Assistentin angestellt, Fräulein Dr. von Nichtshofen, die sich bald das Vertrauen der Arbeiterinnen erwarb, so daß, wie der Bericht hervorhebt, „die Arbeiterzeitungen mit der gewohnten Offenheit erklärten, sie hätten Gelegenheit gehabt, sich von der praktischen Betätigung der Beamtin zu überzeugen. Sie habe vollständig das Zeug, die Interessen der Arbeiterschaft wahrzunehmen. Die anfänglich in einem (nicht sozialdemokratischen) Blatte geäußerten Befürchtungen hätten sie nur im Interesse der Arbeiterinnen übernommen.“ Trotz dieser guten Aufnahme der neuen Beamtin in Arbeiterkreisen wurden aber, wie der Bericht mitteilt, die Sprechstunden, welche sie auf Wunsch der Arbeiterpresse abhielt, von Arbeiterinnen nur in einzelnen Fällen und dann nicht genügend besucht. Dies entmutigte aber weder den Chef der badischen Gewerbeaufsicht, Dr. Wörrishofer, noch Fräulein von Nichtshofen. Und im Bericht wird auch der einzig richtigen Anschauung Ausdruck gegeben, daß „dem Verkehr mit Arbeitern der Verkehr mit Arbeitervertretungen vorzuziehen ist, weil deren Angaben sachlicher und mehr gesichtet sind“.

Im Jahre 1901 wurde in Sachsen-Koburg-Gotha eine Assistentin angestellt. Aber ihre Tätigkeit bringt der Jahresbericht pro 1901 nichts, erst 1902 wird mitgeteilt, daß sie viele Revisionen vornahm, die Arbeiterinnen aber zum Teil nach scheu und zurückhaltend waren. — In dem letzten vorliegenden Jahresbericht der Gewerbeaufsichtsbeamten aus dem Jahre 1903 befindet sich eine vom Reichsamt des Innern zusammengestellte Tabelle, nach welcher in folgenden zwölf Bundesstaaten weibliche Gewerbeaufsicht besteht, die durch 17 Assistentinnen und 5 Vertrauenspersonen ausgeübt wird:

- Preußen (Berlin 3 Assistentinnen, M. Gladbach 1 Assistentin),
- Bayern (2 Assistentinnen),
- Sachsen (5 Vertrauenspersonen),
- Württemberg (2 Assistentinnen),
- Baden (1 Assistentin),
- Hessen (2 Assistentinnen),
- Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Reuß jüngere Linie, Bremen, Hamburg (je 1 Assistentin).

Aus den Berichten selber geht aber hervor, daß auch in Sachsen-Weimar noch im Jahre 1903 zwei Assistentinnen angestellt waren, auf deren Tätigkeit, oder richtiger gesagt Untätigkeit, wir bereits hingewiesen haben. Warum das Reichsamt des Innern von diesen zwei Assistentinnen keine Notiz nahm, wird nicht angegeben.

Ohne weibliche Gewerbeaufsicht waren demnach folgende 13 Bundesstaaten: Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Reuß ältere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Elsaß-Lothringen.

Betrachten wir in den folgenden Artikeln die für 1903 erstatteten Berichte, die, wie schon erwähnt, die letzten vorliegenden sind, im einzelnen.

### Mahnung.

Von Prof. Dr. A. Döbel.\*

„Arbeits und stirb!“ Das war bislang die Parole der Industrie und der Bluch der dormaligen Zivilisation.

\* „Aus Leben und Wissenschaft“, Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Zweiter Teil, Stuttgart 1896. Verlag von J. G. B. Dietz. Die prächtige Sammlung, aus der die Leserinnen eine reiche Fülle von Belehrung und Anregung schöpfen können, sei hiermit warm empfohlen.

Nun aber soll des Wahnsinns und des Unrechtes ein Ende werden! Arbeite und freue dich! so will es die Ordnung der Natur, so will es der Wille der Gerechtigkeit! Arbeite wie ein vernünftiger Mensch, nicht wie eine Maschine! Sei ein Mensch! Sei nicht Maschine! Wenn du elend warst im Übermaß der Arbeit und der Darnis, so sollst du in naher Zeit selig sein im Maß der vernünftigen Dinge!

Du sollst nicht Mangel haben — in keinerlei Ding, welches dein Leben zu einem menschenwürdigen macht!

Du sollst nicht Überfluß haben — in keinerlei Ding!

Du sollst nicht Sklave sein der Maschine, sondern die Maschine soll Sklave sein deines Willens!

Du sollst nicht knechtlich sein im Auslugen nach Arbeit!

Du sollst nicht um Arbeit betteln müssen, sondern man soll sie dir geben als einen Pflichtteil, so zwar, daß der Gebende zum Beschenktwerden der Beschenkte zum Geber wird!

Du sollst glücklich sein — hienieden — in dieser Zeit sollst du dir dein Himmelreich schaffen im Erkennen deines Wertes, der ein Überwert ist im Gegensatz zum Werte der Maschine!

So sagt es der Geist der Menschlichkeit, der in jedem Menschen, ob Mann oder Weib, Bruder um Bruder, Schwester um Schwester — nicht Sklaven und Knechte, nicht Lasttiere oder Maschinenteile erkennt.

Beherrsche die Kraft des fallenden Wassers, auf daß sie die Maschine bewege, die dein Kleid webet, und du wirst deine Blöße bedecken und wirst nicht frieren, nicht du, nicht dein Weib, und nicht dein Kind.

Und ihr werdet wohnen in freien Hütten voller Gerechtigkeit!

Und ihr werdet nicht wollen, ihr werdet nicht dulden, daß die Maschine nur Moder webe zur Bekleidung des Hungers und Flitters schaffe zur Uppigkeit des Ungerechten!

Die Maschine ist ein totes Ding, sie wird aber lebendig gemacht und wird getrieben von der nimmer ermüdenden Kraft der Natur und sie schafft hundertmal so viel, als eines Menschen Hand: sei kein Tor und sei nicht Sklave deiner eigenen und anderer Torheit!

Die Erde zeugt in Überfluß vom Aufgang bis zum Niedergang. Der Ozean ernährt mit Überfluß den unter Mißwachs gährenden Orient. Das Morgenland sättigt mit seinem Überfluß das unter Mißwachs gährende Abendland. Es kann kein einziger Mensch fürderhin im Hunger verderben, wenn es der schaffende Mensch mit rechtem Willen wollend ersaft.

Die Erde zeugt Überfluß für alle — und dieser Überfluß wandert zur Deckung der Darnis vom fernsten Westen bis zum entlegensten Osten im fernsten Osten, wenn alle Menschen den rechten Willen wollen.

Nimm dir Zeit, von dem Überfluß dein berechtigtes Teil zu genießen! Nimm dir Muße, auf daß du Mensch siehst! Hole dir deine Rechte, die unverbrüchlichen, vom Himmel der menschlichen Vernunft! Hole sie dir, auf daß die Schätze der Erde nicht modern, derweil du in Darnis steckst, derweil einige wenige in Uppigkeit zugrunde gehen!

Der Geist der Weisheit sagt: die Erde hat für alle, die da sind, und die da noch sein werden, für alle, alle Raum zur Daseinsfreude.

Sei kein Tor! Sei keine gedankenlose Maschine! Sei Mensch! Sei Mensch! Nimm dir Zeit, es zu werden, wenn du noch kein ganzer Mensch bist! Nimm dir Zeit, es zu sein! Nimm dir Zeit, deines Menschseins bewußt zu werden und in guten Gedanken selig zu sein! Nimm dir Zeit zum Denken und zum Genießen: das eine Drittel! Nimm dir Zeit zum erfrischenden Schlummer: das andere Drittel! Nimm dir Zeit zur segnenden Arbeit — ein maßig Stück: das dritte Drittel!

Zum rechten Vollbringen gehört das rechte Wollen. Nimm dir Zeit zum rechten Willen und du wirst lange leben — hienieden leben — im Lande, das deinen Kindern gehören wird.

Für deine Kinder — für die Zukunft — mußt du den rechten Willen wollen, mehr noch als für dich selbst.

Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will! Siehe, die Nacht des Mittelalters ist beinahe zu Ende, und es glühet über den Bergen des dämmerdunklen Abends ein neuer Tag heraus!

So wache denn auf! erhebe deinen Willen zum rechten Wollen!

Gesegnet seiest du, Arbeiter, Arbeiterin! wenn du aufwachst zur rechten Zeit an diesem großen schönen Morgen!

Gesegnet seiest du, wenn du fürderhin nicht mehr hörst auf jene, die da durch zwei Jahrtausende immer geschrien haben und mit heiserer Stimme immer noch schreien: „Die Erde ist ein Jammerthal!“

Das haben sie viel zu lange geschrien von dieser Erde: „Bis sie es wirklich schier ist geworden.“

Du sollst nicht auf jene hören — seien sie Papst oder Stöcker! nicht auf jene hören, die dir beschwichtigend sagen:

Qual dich nur hier für uns  
Und sei ein getreuer Sklav!  
Und muße nicht und murce nicht!  
Wenn du aber erst tot bist,  
Nachher wird alles gut werden.

Ihr sollt nicht Märchen für Wahrheit halten;  
Denn wenn ihr das tut,  
So mordet ihr euch selbst  
Und mordet eure Kinder!

Jacoby.

Nein! Und abermals nein!

Die Erde darf kein Jammerthal sein! Sie soll ein Freudental werden — für alle, alle!

Und wir alle, alle, wir sollen frei werden — und die anderen auch; sie sollen auch frei werden!

Und es soll keinen Unterdrückten mehr geben, und es wird bald kein Unterdrücker mehr sein; es werden alle frei sein, auch jene, die bislang Unfreie und Sklaven gewesen sind ihrer Herrschsucht und ihrer Eigengier!

### Die Proletarierin im Reiche der rheinisch-westfälischen Großindustrie.

Im großen ganzen sind in Unternehmen der rheinisch-westfälischen Montanindustrie Angehörige des weiblichen Geschlechts nur auf den Gebieten erwerbstätig, die ihnen allgemein offen stehen: sie werden beschäftigt als Verkäuferinnen, in Lütenmachereien, bei der Reinigung von Büreaus usw. Die Puhfrauen sind meist selbständige Unternehmerinnen, wie auch die Eisensucherinnen, die Zugang zu den Schlackenabladestellen haben und dort aus Schutt und Schlacken das noch vorhandene Eisen heraussuchen. Die Bezahlung der letzteren richtet sich nach der Quantität des abgelieferten Eisens. In ihrer zerlumpten Kleidung bieten die Sucherinnen nichts weniger als einen ästhetischen Anblick. Die Verkäuferinnen in den Konsumen der großen Fabriken und Zechen sind wirtschaftlich meist etwas günstiger gestellt als ihre Kolleginnen in den Privatbetrieben — aber in sozialer Beziehung haben sie vor ihnen gar nichts voraus. Gewöhnlich wohnen sie in einem Werklogierhaus und stehen hier unmaßgebend unter Aufsicht; sie können eigentlich nie sagen: nun sind wir Privatperson und selbst für unser Handeln und Tun verantwortlich. Die „Wohlfahrtseinrichtung“ entkleidet die Verkäuferin des letzten Schimmers sozialer Gleichberechtigung. In der Kleinindustrie findet man auch im Ruhrgebiet häufiger Frauenarbeit, speziell in Schraubenschneidereien. Die Löhne der Arbeiterinnen schwanken zwischen 80 Pfennig bis 2 Mark pro Tag.

Auf den Bergwerken sieht man die Frau als Arbeiterin sehr selten. Im Jahre 1902 wurden auf den Ruhrgruben insgesamt 29 Arbeiterinnen gezählt. In der Hauptsache dürften dieselben als Puhfrauen usw. beschäftigt gewesen sein. Außer der Näherin als Konfektionsarbeiterin der Hausindustrie, der Arbeiterin in Lumpen-, Papier- und Tabakfabriken findet man im Ruhrgebiet die Arbeiterin vorwiegend nur noch in der Textilindustrie. Hier bewegt sich ihr Verdienst zwischen 1,20 Mark bis 2,50 Mark; durchschnittlich werden 1,50 Mark gezahlt. Bei solchen Löhnen geraten die Mädchen, wenn sie nicht ortsanässig sind und bei den Eltern wohnen, bald beim Unternehmer, Krämmer oder Vogisgeber in Schulden und kommen oft nie wieder heraus. Außer der regelmäßig gewerbstätigen Frau findet man noch die gelegentliche Arbeiterin beim Reinigen der zahllosen Büreaus und Geschäfte, als Zeitungsträgerin und dergleichen.

Im allgemeinen ist im Ruhrgebiet die verheiratete Proletarierin nicht gewerblich tätig. Jedoch man irrt sehr, wenn man glaubt, sie führe ein besonders beneidenswertes Leben. Man sehe sie nur, die früh alternden Arbeiterfrauen, und die Meinung ist dahin, ihr Dasein sei eitel Bönne. Solange noch keine Kinder da sind, geht's ja noch, aber gewöhnlich stellt sich bei den Proletariern des „Himmels Segen“ bald und reichlich ein, und dann ist das Leben der meisten Arbeiterfrauen eine Kette von Mühe und Sorgen, oft sogar recht bitterer Sorgen.

Der Fabrikarbeiter muß meist um 6 Uhr auf der Arbeitsstelle sein, hat er einen weiten Weg zu machen, heißt es um 5 Uhr aufstehen. Will die Frau, besonders im Winter, den Mann nicht nüchtern fortgehen lassen, dann ist auch für sie die Nachtruhe hin. Sie kocht Kaffee, und bald melden sich auch die Kleinsten. Sind schon größere Kinder da, dann müssen für sie die Vorbereitungen zum Schulgang getroffen werden. Nachher geht's an die Versorgung des Hauswesens, die Reinigung der Räume, die Zubereitung des Mittagmahles. Zwischendurch läuft die Pflege der Kleinen. Die größeren Kinder kommen aus der Schule und wollen ihre Stulle haben. Kommt der Mann nicht zum Mittagstrog nach Hause, so muß der „Henkelmann“ um 11 Uhr in Ordnung sein, der Speisewagen fährt dann vor, oder die Frau selbst trägt das Essen zur Fabrik. Nachmittags muß die Schuljugend wieder fort, die Mutter hat für Reinlichkeit und Pünktlichkeit zu sorgen. Dann nimmt wieder die noch nicht vollendete Versorgung des Hauswesens die Frau in Anspruch. Die Kinder kommen wieder heim, es gibt zu ficken und zu pugen. Bald ruft wieder der Kochtopf nach Beachtung, das Abendbrot muß vorbereitet werden. Es wird Abend, und die Frau hat kaum Zeit gehabt, einmal aufzusehen. Kommt der Mann pünktlich nach Hause, so bleibt der Frau wohl, wenn die Kleinen nach dem Abendessen zu Bette gebracht sind; eine Stunde der Erholung im gegenseitigen Gedankenaustausch. Die Eheleute können sich über ihr Sorgen und Wünschen unterhalten, können Pläne für die Zukunft schmieden, die meist unerfüllt bleiben! —

Aber gerade in der Großindustrie gibt es für viele Arbeiter keinen pünktlichen Feierabend; oft wird bis 8 Uhr, 9, 10 ja sogar bis 12 Uhr gearbeitet. Die Frau muß die halbe Nacht auf den Mann warten, es wird spät, ehe sie zur Ruhe kommt. Oder der Mann hat Nachtschicht. Die ganze Hausordnung wird umgetrempelt. Die Kinder sollen in gewohnter Weise Pflege und Betreuung erfahren; für den Mann gilt es extra sorgen. Dabei muß die Frau sein aufpassen, daß der Mann in der Ruhe nicht gestört wird; an eine Aufäumung der Schlafkammer ist eigentlich gar nicht mehr zu denken. Wenn der Vater morgens nach Hause kommt, schlafen die Kinder noch, nachmittags legt sich der Mann wieder nieder, und geht er zur Arbeit, dann müssen die Kleinen ihrerseits bald zu Bett.

Hat der Mann einen auskömmlichen Lohn, so ist bei aller Eintönigkeit das geschilderte Proletarierleben immerhin noch das verhältnismäßig glücklichere. Aber Tausende Arbeiter verdienen nicht so viel, daß die Familie davon halbwegs ordentlich existieren kann. In sehr vielen Familien entfällt pro Glied für Beförderung auf den Tag die Niesensumme von 30 bis 40 Pfennig. Von Nahrungsmittellehre hat die

Frau in der Schule nichts gehört; was weiß sie von Nährwert und Verdaulichkeit der Speisen? Meist nur sehr wenig! Gewöhnlich werden die billigsten Nahrungsmittel gekauft, weil die Frau nicht weiß, daß gerade diese relativ oft sehr teuer sind. Aber der Magen wird doch gefüllt! Bei aller Einschränkung will der Lohn trotzdem nicht ausreichen. Die Sorgen und Klagen der Frau machen den Mann mißmutig, die Unzufriedenheit wird ständiger Gast in der Proletarierwohnung. Besonders der indifferente Arbeiter fühlt sich gegenüber den Verhältnissen ohnmächtig, an Kampf gegen die Zustände denkt er gar nicht, er sucht Ersatz für die häusliche Misere im Wirtshaus! Mancher Groschen wird zweck- und nutzlos ausgegeben, die Not steigt. Zank und Hader, mit gegenseitigen ungerechten Beschuldigungen, ziehen in die Familie ein, für die Frau wird das Leben zur Qual! Kommen dazu noch Krankheitsfälle, und fast keine Familie wird davon verschont, dann ist die Plage, Not und Sorge noch größer. Die Frau hat Tag und Nacht keine Ruhe, die Plakerei findet kein Ende. Die Kosten der Krankheit können durch die größte Einschränkung nicht ausgeglichen werden, man steckt auf einmal in Schulden, bittere Armut hält Einzug und zieht nie mehr aus! —

So geht es jahrelang. Der Storch stellt sich wohl wieder und wieder ein, dabei kein Hoffnungsblick auf bessere Zeiten. Der Mangel an Lebensfreudigkeit, Entbehrungen und endlose Mühseligkeiten zerrütten schnell den Organismus; mit vierzig Jahren sind viele viele Arbeiterfrauen körperlich gebrechliche Greisinnen mit verbittertem Gemüt. —

Und leider sind viele Frauen der Arbeiter einseitiglos genug, den Weg zu versperren, der zu besseren Verhältnissen auch für sie führt. Anstatt den Mann aufzumuntern, anzufeuern, mit seinen Berufsgegnossen Schulter an Schulter in der gewerkschaftlichen Organisation eine Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erlangen, hält sie ihn gar noch ab, solche Pflicht zu erfüllen. Und von einer politischen Betätigung des Mannes will die Frau erst recht nichts wissen. Am Gängelbände des Alerus geführt, zankt und hadert sie mit ihrem Lebensgefährten, wenn er auf dem politischen Kampfboden gegen die Schäden und Verbrechen der herrschenden Ordnung und Gesellschaft seiner Pflicht nachkommen will. Die Frau sollte endlich zum Bewusstsein kommen, daß sie sich damit zur Mitschuldigen macht an ihrem eigenen Elend, an den Bedrückungen, die der Mann erfährt, an der traurigen Zukunft ihrer Kinder. Ist es nicht genug, daß die herrschende Gesellschaft der Frau alle Lasten einer Staatsbürgerin auflegt, sie aber von allen Staatsbürgerrechten ausschließt, — muß die Frau auch noch den Mann in der Ausübung solcher Rechte behindern, die wahrlich kümmerlich genug sind?

Die Frau muß einsehen, daß sie nicht nur dazu da ist, als Kindergebärerin den unerfülllichen Hunger des Kapitals nach Proletarierfleisch zu stillen, daß sie nicht nur ein Arbeitstier ist, sondern auch ein Recht auf Lebensfreude und Lebenslust hat, daß sie nicht ein untergeordnetes Geschöpf, lediglich Hausklave ist, sondern als gleiches soziales Wesen wie der Mann Anspruch auf Persönlichkeitsentfaltung, auf Gleichberechtigung als Staatsbürgerin zu erheben hat. Sie darf dem Manne nicht Hindernis, sondern sie muß ihm Helferin im Kampfe gegen die bestehende Ausbeutung und Unterdrückung werden.

W. D.

### Aus der Bewegung.

#### An die Genossinnen!

Wie die Presse bereits berichtet hat, wird der Beirat für Arbeiterstatistik Erhebungen vornehmen über die Arbeitszeit der in Wäschereien und Plättereien beschäftigten Arbeiterinnen und Arbeiter. Ebenso sollen seinerseits Ermittlungen angestellt werden über die Arbeitsbedingungen in den Fischräuchereien und Konservenfabriken.

Der Beirat beabsichtigt, die Erhebungen in Wäschereien und Plättereien in der ersten Hälfte des Februar damit einzuleiten, daß Fragebogen in gleicher Anzahl an Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgegeben werden. Es erhält in dem einen Betrieb der Arbeitgeber, in dem zweiten der Arbeitnehmer Fragebogen. Für jeden der befragten Betriebe kommt daher nur eine Partei zum Worte.

In Berlin werden nur in der ersten Hälfte der Stadt Erhebungen angestellt. Bei der großen Anzahl der hier vorhandenen Wäsch- und Plättanstalten würde nämlich die Zahl der beabsichtigten Befragungen von Berlin allein mehr als gedeckt werden, so daß dann die anderen Orte der Provinz Brandenburg nicht befragt werden könnten. Aus dem angegebenen Grunde wird sich die Erhebung auch nur auf die Hälfte von Hamburg erstrecken.

Die Beantwortung der Fragebogen muß den beteiligten Personen selbst überlassen bleiben. Eine Beeinflussung derselben seitens des Beirats für Arbeiterstatistik oder der mit Ausführung der Erhebung betrauten Ortsbehörden soll ausgeschlossen sein. Jedoch unterliegt es keinem Bedenken, es ist vielmehr erwünscht, daß sachverständige Frauen den Plättlerinnen und Wäscherinnen bei der Beantwortung der gestellten Fragen behilflich sind. Der Beirat wird durch die Presse die Orte und die Zeit für die Ausgabe der Fragebogen bekanntgeben.

Wie dringlich die Arbeiterinnen in den Wäschereien und Plättereien einer Regelung und Verkürzung der Arbeitszeit, überhaupt wirksamen gesetzlichen Schutzes bedürfen, ist den Genossinnen bekannt.

Die Unterzeichnete fordert daher die Vertrauenspersonen auf, unverzüglich Besprechungen abzuhalten, damit die passenden Genossinnen ausfindig gemacht werden, welche bei den Erhebungen den Arbeiterinnen helfend zur Seite stehen

können. Im Interesse einer erfolgreichen Durchführung der vorliegenden Aufgaben ist es unerlässlich, daß die Genossinnen sich mit den in Betracht kommenden gewerkschaftlichen Organisationen ins Einvernehmen setzen. Die Genossinnen müssen die empfohlenen vorbereitenden Schritte sofort tun, damit sie rechtzeitig in Aktion treten können, sobald die entsprechenden Veröffentlichungen in der Presse erfolgen.

Die geplanten Erhebungen werden, wenn gewissenhaft durchgeführt, eine Fülle von wichtigem Material zutage fördern, das nicht bloß dazu angetan sein wird, unsere Bestrebungen für den endlichen Schutz der Wäscherinnen und Plätterinnen wirksam zu unterstützen, sondern auch unsere Agitation für den gesetzlichen Achtstundentag zu fördern.

Darum, Genossinnen, legt Hand an, damit eure Leistungen und die Ergebnisse der Erhebungen den Erwartungen entsprechen.

Mit bestem Grusse

Ottlie Baader, Berlin S 53,  
Blücherstr. 49, Hof II.

Die Arbeiterpresse wird um Abdruck gebeten.

**Von der Agitation.** Um Aufklärung unter die erwerbstätigen Frauen und Mädchen zu tragen und sie der Gewerkschaft ihres Berufs zuzuführen, hatte Genossin Greifenberg-Augsburg in Gemeinschaft mit mehreren Gewerkschaftsführern in der Zeit vom 26. November bis 4. Dezember letzten Jahres eine Reihe öffentlicher Versammlungen in Bayern veranstaltet. Sechs davon entfielen auf München, je eine auf Ansbach und Augsburg. Genossin Grünberg-Berlin sprach in ihnen über das Thema: „Der Kampf um das Recht der Menschenwürde“. Der Ruf: „Organisiert euch!“, der heutigentags auch an die Frauen und Mädchen ergeht, so führte sie aus, sei eine Notwendigkeit, damit die Frau ihr Recht auf Menschenwürde und Menschenglück durchsetze. Die kapitalistische Gesellschaft raube ihr dieses Recht dadurch, daß sie den Mann ausbeute, unterwerfe sie auch die Arbeiterfrau der Knechtschaft leiblicher und geistiger Not und sozialer Unterbärtigkeit. Ganz besonders aber prelle sie die Arbeiterin, die Lohnslavin um ihr Anrecht auf alles, was das Leben lebenswert macht. Der Kapitalismus entwürdigte sie zur lebendigen Arbeitsmaschine. Nach einer ausführlichen Schilderung der traurigen Arbeits- und Existenzverhältnisse der Arbeiterinnen wendete sich die Referentin mit Nachdruck gegen den Indifferentismus und die Hoffnungslosigkeit, die leider noch viele vom Eintritt in die Gewerkschaft abhalten. Die Lebensart, „wozu sich organisieren, es hilft ja doch nichts“, muß fallen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Das Beispiel der Gewerkschaften zeigt, daß durch den Druck der Organisation bessere Arbeitsbedingungen errungen und durch Tarifverträge gesichert werden können. Die erwerbstätigen Frauen und Mädchen müssen erkennen, daß sie als Menschen das Recht haben, Forderungen, Ansprüche an das Leben zu stellen. Ihre Pflicht ist es deshalb, sich gegen Hungerlöhne, lange Arbeitszeit, grobe Behandlung usw. aufzulehnen und sich durch festen Zusammenschluß in der Organisation ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen. Der Vorwurf muß endlich verstummen, die Frau ist nicht bloß die gefährliche Konkurrentin des Mannes, sondern ihr eigener schlimmster Feind. Die weibliche Arbeitskraft könne nicht teuer verkauft werden. Die Lösung müsse daher sein: Hinein mit den Arbeiterinnen in die Gewerkschaft. Die Versammlungen waren durchgehends gut besucht und der Aufforderung: Organisiert euch! wurde Folge geleistet. H. G.

**Die Beteiligung der Genossinnen an dem Parteitag der Sozialdemokratie in Preußen** betreffend, ist nachzutragen, daß außer den in voriger Nummer genannten weiblichen Delegierten noch Genossin Chmielewski als Vertreterin der Genossinnen von Magdeburg und Genossin Zeise als Mandatsträgerin der Genossinnen von Köln a. Rh. an der Tagung teilgenommen haben.

Vergehens sei außerdem, daß dem Parteitag folgender Antrag vorlag: „Für die proletarische Frauenbewegung innerhalb Preußens soll ein Parteisekretariat mit dem Sitz in Berlin errichtet werden.“ Er war von Genossin Löwenherz-Bröll a. Rh. eingebracht worden und stellte nicht eine Forderung der planmäßig zusammenwirkenden Genossinnen dar. Der Antrag fand nicht genügende Unterstützung und kam in der Folge nicht zur Verhandlung, so daß es den Genossinnen nicht möglich war, dies zu erklären.

**Berichtigung.** Der Bericht von Genossin Zeise in Nr. 27 der „Gleichheit“ enthält einen kleinen Irrtum. Als Vertrauensperson für den Wahlkreis Düsseldorf wurde die Unterzeichnete einstimmig wiedergewählt; als Distriktsführerinnen wurden ausgestellt: Frau Kremsler für Oberbilk; Frau Ottlie für Bilk; Frau Bonn für Doren-dorf und Frau Köppler für Fliedern.

Kunigunde Weiß.

**Die Haltung der Frauen beim Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet.**

Die tiefe Empörung über die aller Menschlichkeit und dem verbrieften Recht hohnsprechende Brutalität, mit der die Grubenbarone ihre Lohnslaven ausbeuten, haben die Bergleute des Ruhrreviers in den Ausstand getrieben. Eine sieberhafte Erregung wogt durch die arbeitende Bevölkerung der Gegend und hat auch die Frauen ergriffen. Die Frauen der Bergarbeiter, welche die Mühsal und Gefährlichkeit der Arbeit ihrer Männer, Väter und Söhne kennen; die Frauen, welche am eigenen Leibe, welche an der Not der Familie spüren, was Verlängerung der Schichtdauer, Wagnernullten, Herabsetzung des Verdienstes, Vorenthaltung der Hausbrandholz und andere kapitalistische Läden bedeuten! Im Heim, wie beim Einlaufen, beim Zu-

sammentreffen mit Verwandten und Freunden bildet der Streik mit seinen Ursachen, mit den Hoffnungen, die an ihn sich knüpfen, das Gesprächsthema der Proletarierinnen. Und fast allgemein heißt es: „Es ging nicht länger so weiter. . . Unsere Männer haben recht gehabt, nicht anzufahren. . . Sie müssen aushalten und wir mit ihnen.“ Man hört schlichte, ergreifende Schilderungen der Leiden, der schweren Mißstände, welche die kapitalistische Ausbeutung über die Bergarbeiter und ihre Familien bringt. Dabei fällt manch scharfes, manch leidenschaftliches Wort. Eine heiße, begreifliche Empörung gegen das lastende Unrecht, gegen den harten Druck, eine trotzhige Kampfesstimmung spricht aus den Reden. Angesichts der ersten Lage halten es die Genossinnen für ihre Pflicht, unter den Frauen aufklärend, zu Ruhe und Festigkeit mahnend, zu wirken. Durch die Agitation von Person zu Person wie in Frauenversammlungen wollen sie in diesem Sinne tätig sein. Die erste öffentliche Frauenversammlung hat bereits am 18. Januar in Langendreer stattgefunden. Mehr als 2000 Proletarierinnen, die Frauen der auf Zeche Bruchstraße streikenden Bergarbeiter, waren erschienen. Das gewählte Lokal vermochte die Menge nicht zu fassen, so daß diese auf zwei Versammlungen verteilt werden mußte, die nacheinander stattfinden sollten. Die Unterzeichnete legte in einstündiger Rede die Ursachen des Kampfes und die Pflichten der Frauen in demselben dar. Die Kopf an Kopf stehenden Frauen folgten ihren Ausführungen mit Begeisterung. Nach ihr richtete Genosse Husemann vom Deutschen Bergarbeiterverband noch einige Worte an die Anwesenden. Die Versammlung hatte bis dahin einen durchaus ruhigen, würdigen Verlauf genommen. Leider jedoch änderte sich das, als eine ältere Frau in der Diskussion das Wort nahm und erklärte, daß der Glaube allein selig mache und den Bergarbeitern nichts helfen könne als beten, beten. Ein Sturm des Widerspruchs erhob sich aus der Menge, die Frau konnte nicht weiterprechen, und der Überwachende löste die Versammlung auf. Damit war ihre Fortsetzung beziehungsweise die zweite Versammlung vereitelt. Hunderte von Frauen mußten heimkehren, ohne das verlangte und nötige aufklärende und mahnende Wort gehört zu haben. Erfreulicherweise gingen sie ruhig und in bester Ordnung auseinander, nachdem ich versprochen hatte, ihnen in nächster Woche jeden Tag zur Verfügung stehen zu wollen. Es sind bereits vier Frauenversammlungen vorgeesehen, und zwar je eine in Witten und Stockum und zwei in Langendreer an einem Tage. Bemerkenswert sei noch, daß die Versammlung am 13. Januar der „Gleichheit“ 80 neue Abonnenten gewonnen hat. Soweit diese Versammlungen schon stattgefunden haben, nahmen sie einen glänzenden Verlauf.

Nachdem der Kampf der Bergarbeiter durch das brutale und prohige Verhalten der Grubenmächtigen herausgefordert worden ist, haben die Frauen die Pflicht, ihr Teil zum siegreichen Ausgange desselben beizutragen. Sie werden dieselbe treulich erfüllen. Sie wissen, daß Recht gegen Unrecht steht, daß Einigkeit gegen Gewalt stark machen muß, daß ruhige Festigkeit sich weder einschüchtern, noch zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen darf. Ihnen ist klar, daß die Streikenden nicht bloß für sich kämpfen, sondern vor allem auch für Weib und Kind. Die Frauen des Ruhrreviers werden sich bestreben, ihrer Pflicht gerecht zu werden.

Agnes Plum-Essen.

**Eintreten der Berliner Genossinnen für den kommunalen Schutz von Mutter und Säugling.**

Erste Fürsorgemaßregeln für Mutter und Säuglinge durch die Gemeinde haben die Berliner Genossinnen am 4. Januar in zwei öffentlichen Versammlungen gefordert, von denen die eine in Kellers Festsälen, die andere in den Germania-sälen stattfand. Zu ihrem Vorgehen wurden sie durch den folgenden Sachverhalt veranlaßt: Es ist eine unbestreitbare und unbestrittene Tatsache, daß alljährlich viele Zehntausende Säuglinge der ärmeren Klassen sterben, weil es den Müttern in der Zeit der fortgeschrittenen Schwangerschaft, der Niederkunft und nach überstandenen Wochenbett an Pflege und Abwartung fehlt, weil die Neugeborenen selbst der erforderlichen Ernährung und Sorgfalt ermangeln. In der Hauptsache ist es die Armut, die soziale Not, die Schuld daran trägt; zusammen mit ihr sündigt aber auch die Unwissenheit manches. Im Allgemeininteresse Abhilfe zu schaffen, ist Pflicht der Gemeinde und des Staates. Von dieser Erkenntnis geleitet, unternahm die sozialdemokratische Fraktion der Berliner Stadtverordnetenversammlung bereits im Januar 1901 einen Vorstoß, um die Gemeindeverwaltung der Reichshauptstadt zu den entsprechenden Fürsorgemaßregeln zu drängen. Der leider zu früh verstorbene Genosse Dr. Kurt Freudenberg begründete in ihrem Namen einen umfassenden Organisationsplan von Einrichtungen zum Schutze von Mutter und Kind (siehe Nr. 2 der „Gleichheit“ von 1901). So zwingend erbrachte er den Nachweis für die Notwendigkeit der geforderten Reformen, daß die Stadtverordnetenversammlung dem Antrag zustimmte, den Magistrat zu ersuchen, mit ihr in gemischter Deputation darüber zu beraten. Der hohe Magistrat hatte es mit der Erfüllung des Ersuchens nicht eilig. Erst nach drei Jahren konnte die gemischte Deputation ihre Beratungen beginnen. Sie tagte von Januar bis Juni 1904 und nahm zu den ins einzelne gehenden Vorschlägen Stellung, die von den Genossen Dr. Weyl und Dr. A. Bernstein mit Sachkenntnis und Fähigkeit verteidigt wurden. Es gelang diesen, den bürgerlichen Gegnern schätzenswerte Zugeständnisse abzurufen, über die wir an anderer Stelle berichten.

Der Magistrat hat leider die Absicht, die Beschlüsse der Deputation zu verschlechtern. Er verwirft die Fürsorge für

Schwangere und Wöchnerinnen, will nur vier Fürsorgestellen für Säuglinge errichten usw. Indessen scheint die Majorität der Stadtverordnetenversammlung entschlossen zu sein, die Beschlüsse der Deputation aufrechtzuhalten. Angesichts dieser Situation erachteten es die Genossinnen für ihre Pflicht, mit allem Nachdruck öffentlich für den Schutz von Müttern und Säuglingen einzutreten. In den zu diesem Zwecke veranstalteten zwei Versammlungen referierten die Genossinnen Dr. Weyl und Dr. A. Bernstein. Ihre trefflichen, überzeugenden Ausführungen fanden lebhaft Zustimmung. In der einen Versammlung erklärte es Genossin Baader für die Aufgabe der weiblichen Vertrauenspersonen, mit Unterstützung der Genossinnen Aufklärung über das vorliegende wichtige Probleme durch Zeitungsartikel, Flugblätter usw. zu verbreiten und die Mütter aufzurufen, ihr Recht und das ihrer Kinder zu fordern. Einstimmig gelangte in beiden Versammlungen folgende Resolution zur Annahme:

„Die Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden. Sie beklagt es auf das tiefste, daß die Berliner städtischen Behörden den sachgemäßen Anregungen der sozialdemokratischen Fraktion bisher nicht in genügender Weise Rechnung getragen haben. Würden nicht fiskalische Rücksichten die hygienische Erkenntnis der Majorität im roten Hause vollkommen überwuchern, dann hätten sicher bereits die Verhandlungen der gemischten Deputation ein günstigeres Resultat gezeitigt. Die versammelten Arbeiterinnen und Arbeiter verpflichten sich, durch eindringliche öffentliche Agitation dahin zu wirken, daß von seiten der Kommune nicht nur Fürsorgestellen errichtet werden, daß nicht nur Schwangere und Wöchnerinnen in Unterkunftsstellen untergebracht werden, sondern daß man vor allem nach dem Muster anderer Städte den nährenden Müttern tatkräftige Unterstützung angebeihen läßt. Die Versammelten halten es schließlich für selbstverständlich, daß die Inanspruchnahme der städtischen Einrichtungen durch die proletarischen Frauen einen Verlust des Wahlrechts für deren Ehemänner nicht nach sich zieht.“

**Agitationsbericht aus Bayern.**

An einem trüben Dezembertag bestieg ich in Dresden den Schnellzug, der mich mit rasender Geschwindigkeit aus dem Reiche der grün-weißen in das der blau-weißen Grenzpfähle führte. So unfreundlich das Wetter bei meiner Abfahrt war, so schön wurde es, als die Sonne mit leuchtenden Strahlen über die Nebel triumphierte. Ein entzückendes Bild boten die Höhenzüge des Voglandes, boten die hoch aufragenden Tannen, auf deren dunklem Grün eine dünne, glänzend weiße Schneeschicht lagerte. Vorbei an den einsam stehenden Wärdnerhäuschen, wo die Frau des Streckenwärters mit der Fahne in der Hand den heranbrausenden Zug erwartete; vorbei an dem nah am Geleise hochendenden Steinklopper! Weiter, immer weiter durch Felder und Auen saucht und leucht der Zug. Hier scheucht er ein scheues Häslein auf, dort am Waldesaum ein äsendes Reh. Ab und zu sieht man der nahen Ortschaft wohl auch ein altes Mütterchen zuschreiten, den Rücken gebeugt unter der Bürde Reisig, das aus dem Walde geholt wurde.

Das Ziel meiner Reise war Fürth. Hier wie in einigen anderen Orten sollte ich für die Stärkung und Ausdehnung der gewerkschaftlichen Organisation agitieren, sollte ich vor allem auch die Arbeiterinnen für diese zu gewinnen suchen. Versammlungen fanden statt in Röthenbach, Schwabach, Zirndorf und Fürth. Sie alle waren stark besucht und erfreulicherweise meist von Frauen, so daß Aufklärung über die Gewerkschaftsbewegung unter die Arbeiterinnen getragen werden konnte. Die behandelten zwei Themen: „Wer verschuldet das Glend der Massen?“ und „Der Arbeiterfrauen Kampf um Brot und Recht!“ fesselten die Aufmerksamkeit der Anwesenden, und mancher Händedruck lohnte mir nach Schluß der Versammlungen für meine Ausführungen. Wie hätten diese auch unverstanden und ohne Widerhall bleiben können angesichts der Verhältnisse, unter denen die Versammlungsbesucher arbeiten und leben! Unwillkürlich drängen sich scharfe, bittere Worte auf die Zunge, ballt sich die Hand zur Faust, wenn man erfährt, wie die kapitalistische Profitgier nicht bloß Männer, sondern vor allem auch Frauen und Mädchen für wenige Pfennig um Gesundheit und Glück betrügt. Ich greife aus dem, was mir darüber mitgeteilt ward, einiges besonders Charakteristische heraus.

In Röthenbach bietet die galvanische Kohlenfabrik die einzige Arbeitsgelegenheit. Infolgedessen sind die Werk-tätigen so gut wie bedingungslos der Fuchtel des Unternehmers preisgegeben. Stundenlöhne von 15 bis 25 Pfennig sind gang und gäbe, dazu Mißstände die Hülle und Fülle. Erschütternde Klageüber hörte ich in Schwabach. In der dortigen Nadelfabrik wird noch 11 Stunden täglich geschafft bei Wochenlöhnen von 6 Mark. Neben der Fabrikarbeit besteht Heimarbeit: das Anreihen der Nadeln wird als Hausarbeit vergeben und mit dem königlichen Solde von 3 Pfennig pro Pfund Nadeln entlohnt. Schwer werden die Hungerlöhne empfunden, die im Verein mit den langen Stunden sieberhaften Schuftens und Schanzens das Dasein zu einer wahren Sklaveneristenz gestalten. Traurige Zustände herrschen auch in der Schwabacher Filzfabrik. Es soll vorgekommen sein, daß die Arbeiter dort 24 Stunden hintereinander schaffen mußten und dann nur 6 Stunden Ruhepause hatten. Wie dieser Raubbau an der Arbeitskraft, der Gesundheit der werktätigen Bevölkerung sich mit den Arbeiterschutzgesetzen in Einklang bringen läßt, scheint ein Rätsel. In Zirndorf beutet ein Spielwarenfabrikant die Arbeitskraft der Frauen skrupellos aus. Lange Arbeitszeit und allzu farger Lohn, der noch durch Strafabzüge aller Art geschmälert wird, gehen auch hier Hand in Hand.

Mittels eines schlaun Trick gelang es mir, in Fürth die so ängstlich vor fremden Augen gehütete Spiegelbelegerei, sowie die Buntpapierfabrik zu besichtigen. Von all dem Glend, welches ich während meiner Agitationsreise sah, scheint mir doch das der Spiegelbelegerinnen das furchtbarste Man muß sie sehen, die Armen, die für einen Wochenlohn von 8 bis 9 Mark bei einer Hitze von 35 bis 40 Grad Reaumur wöchentlich 60 Stunden in Räumen schuften, die mit Gift geschwängert sind. Der Anblick der fahlen, hohläugigen Arbeiterinnenschar geht einem durch Mark und Bein. Die Knochenmühle der Spiegelbelegerei gehört einem sehr reichen Kommerzienrat; der Herr soll den Titel dank einer Spende von 30000 Mark für ein Prinzenstandmal erworben haben. Titel sind teuer, Arbeiterinnenleben sind dafür um so billiger.

Auch die Spiegelschleiferei hatte ich Gelegenheit mir anzusehen. Die hier tätigen Arbeitskräfte leiden fast ausnahmslos an rheumatischen Erkrankungen aller Art, da sie den ganzen Tag auf dem nassen Boden stehen und mit den Händen im Wasser hantieren müssen.

Mit der Herstellung von Bleisoldaten, Wagen und anderen Spielwaren sind in Fürth sehr viel Frauen als Heimarbeiterrinnen beschäftigt. Als Heimarbeiterrinnen, das heißt von vornherein als doppelt und dreifach Ausgebeutete. Die Frauenarbeit ist auch in beträchtlichem Umfang in der Metallschlägerei vertreten, der Hauptindustrie Fürths. Die Arbeit in diesem Gewerbe ist sehr interessant. Arbeiterinnen legen das Metall in die Form, und der Schläger schlägt dann zirkel zwei Stunden lang mit einem achtzehn- bis zwanzigpfündigen Hammer auf diese, bis das dazwischen liegende Metall die gewünschte Ausdehnung und Dicke erhalten hat. Andere Arbeiterinnen legen sodann das in seine Blättchen breitgeschlagene Metall in Bücher. Nachdem diese beschnitten worden sind, wandert das Gold, Silber und Aluminium in die Papierfabriken, Buchbindereien usw., um dort weiterverarbeitet zu werden.

Von allen Arbeiterkategorien, deren Arbeitsbedingungen ich auf meiner Reise kennen lernte, sind die Arbeiter und Arbeiterinnen der Schlägereien am besten dran. Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß sie im „Golde schwimmen“. Wohl aber haben sie vor anderen Lohnsklaven etwas voraus: durch Tarifverträge geregelte Löhne und Arbeitszeit. Sie wissen, wann ihre Brotkrone beendet ist, und sie brauchen nicht bei jeder Lohnzahlung vor einer Kürzung des Verdienstes zittern. Daß dem so ist, verdanken sie der gewerkschaftlichen Organisation, die sie, die einzeln Schwachen, stark gemacht hat. Schläger wie Einlegerinnen gehören fast ausnahmslos dem Metallarbeiterverband an.

Düstere Bilder begleiteten mich, als ich der Heimat wieder zufuhr. Die Erinnerung an das geschauten Glend, an die Unannehmlichkeiten und geistiger Not, welche untrennbar mit der Lohnsklaverei verbunden ist, machte das Auge blind gegen die liebliche Landschaft, welche der Zug durchbraute. Ich sah Männer und Frauen vor mir in endloser Schar, die mit müdem, stechem Körper bis zur Erschöpfung fronden, denen kein trauliches, gesundes Heim zum Ausruhen winkt, die keinen Anteil haben an all den Kulturerrungenschaften, welche das Leben erst lebenswert machen. Ich sah Kinder, die an Leib und Geist verkümmern, derweil die Eltern für fremden Reichtum schaffen. Wie lange noch, wie lange? fragte bang und ungeduldig die Seele. Und trotzlich erlöste die Antwort: nicht auf ewig! wie die Satten den Hungrigen predigen. Der Morgen der Erlösung hat getagt. Die Männer und Frauen der ausgebeuteten Massen erkennen ihre Lage, sie schließen sich zusammen, sie kämpfen gewerkschaftlich wie politisch für ihr Recht, ihre Macht wird die Macht des Geldsacks zwingen und ein Reich der Freiheit und Kultur für alle begründen. W. Köhler.

**Louise Michel †.** Ein großes Herz, das ganz und gar den Armen und Enterbten gehörte, das leidenschaftlich für die höchsten Ideale der Menschheit glühte, hat aufgehört zu schlagen. Louise Michel ist in Marseille gestorben. Bereits im März vorigen Jahres war von den Zeitungen ihr Tod gemeldet worden, und auch wir hatten damals ihre Persönlichkeit und ihr Wirken ausführlich gewürdigt (Nr. 8 der „Gleichheit“). In der nächsten Nummer werden wir einen weiteren Beitrag über die heldenhafte Kommunalkämpferin veröffentlichen. Was wir vor fast Jahresfrist unter dem Eindruck eines Rückblicks auf ihr Leben geschrieben, das sei heute zu ihrem Gedenken wiederholt: Ein Gelübnis in der Seele, so grüßen wir voll unaussprechlicher Dankbarkeit die Tapfere und Edle, der aus leidenschaftlichem Mitgefühl für alle Menschennot der todesmutige Rebellenstolz einer revolutionären Kämpferin erwuchs; die als Besiegte ihren Stolz und ihre Würde, als Ruhmumrauschte ihre Bescheidenheit und Einsachheit bewahrte; die in allen Bitternissen die Gut ihrer Menschenliebe, in allen Wechselfällen des Lebens die festeste Überzeugungstreue unverfehrt erhielt; die jederzeit die ganze Persönlichkeit für ihr Ideal einsetzte. Und auf den schlichten Kranz, den wir am Grabe der greisen Vorkämpferin des Proletariats niederlegen, schreiben wir die Worte: „Dem Herz der Herzen, gleich lähn zum Tode, wie im Leben mild.“

**Notizenteil.**

**Genossenschaftliche Rundschau.**

Waren die beiden Vorjahre von entscheidenden großen Ereignissen im Leben der deutschen Konsumgenossenschaften erfüllt, so war das vergangene Jahr eine Zeit ruhiger, steter Entwicklung und innerer Festigung. Das Jahr 1902 hatte den Höhepunkt der Kämpfe im alten Allgemeinen Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, hatte in Kreuznach den Ausschluß der namhaftesten Konsumvereine

sozialer Richtung samt dem ganzen sächsischen Unterverband gebracht. Ihnen schloß sich die große Mehrzahl der leistungsfähigen Vereine und Konsumvereinsverbände an, so daß im Mai 1903 in Dresden der Zentralverband deutscher Konsumvereine ins Leben treten konnte, dem zurzeit sieben Revisionsverbände mit etwa 750 Vereinen und gegen 700000 Mitgliedern angehören. Fast 80 Prozent der Mitglieder sind Lohnarbeiter, so daß das Wort „Arbeiterkonsumvereine“ eine zutreffende Bezeichnung darstellt. Insgesamt wurden im Deutschen Reiche Ende März vorigen Jahres 1904 Konsumvereine gezählt, mit rund einer Million Mitgliedern. Da es sich dabei überwiegend um Familienväter handelt, so kann man rechnen, daß etwa der zwölfte Teil der Bevölkerung konsumgenossenschaftlich organisiert ist. Soweit die im Zentralverband organisierten Vereine zur Statistik berichtet haben (von 684 Ende 1903 vorhandenen Vereinen taten dies 639), erzielten sie 1903 einen Umsatz von rund 160 Millionen Mark im eigenen, 16 Millionen Mark im Lieferantengeschäft. Sie beschäftigten 7081 Personen größtenteils im Warenverkauf, während ihre eigene Produktion einen Wert von 14713000 Mark hatte. Das vorhandene eigene Kapital (Reservefonds und Mitglieder Guthaben) betrug 17766006 Mark, der Buchwert des Grundbesitzes rund 23 Millionen Mark, der Reinüberschuß bezifferte sich auf 14760000 Mark oder 9,8 Prozent des Umsatzes.

Der Reinüberschuß der Erträge über die Kosten wurde zum größten Teile (13220000 Mark) in Form der Rückvergütung (sogenannte Dividende) den laufenden Mitgliedern zurückerstattet. Daß er in Wirklichkeit für die Mitglieder durch rationellere Betriebsweise und Ausschaltung von Händlerprofit erspart wird, daß er nicht etwa auf Kosten der Warenbeschaffenheit oder durch übersezte Preisbildung verursacht ist, geht aus einer ganzen Reihe von Erhebungen und Kontrollierungen seitens der Verbände wie aus wissenschaftlichen Untersuchungen deutlich hervor. Einige jüngst veranstaltete Probeeinkäufe liefern dafür einen schlagenden Beweis. So wurde von einer Frauenkommission des Berliner Konsumvereins in drei Verkaufsstellen des Vereins und gleichzeitig in sechs der angesehensten Kolonialwarengeschäfte je sechzehn Sorten Waren eingekauft. Ein Vergleich ergab, daß die im Konsumverein gelaufenen Waren pro Pfund ein Mehrgewicht von durchschnittlich über neun Gramm aufzuweisen hatten und im Durchschnitt fast zwei Pfennig auf die Mark billiger waren. Die Beschaffenheit der Konsumvereinsware war mindestens gleichwertig, teilweise besser als die der Vergleichswaren. „Wie mag erst die Beschaffenheit in den Krämerläden sein, wo die Armen der Armen fünfpfennig- oder viertelpfundweise kaufen?“ fragt mit Recht die Einsenderin dieser Zeilen ein „Genossenschafts-Pionier“. Ähnlich hat die Verwaltung des Konsumvereins in Harburg eine Vergleichung vorgenommen, die bei gleicher Qualität im Konsumverein eine Ersparnis von 9,8 Prozent gegenüber dem Privathändler ergab. Und die Konsumgenossenschaftliche „Rundschau“ berichtet aus Danzig gar von einer Preisdifferenz von 20 bis 25 Prozent bei gleicher Beschaffenheit oder völlig minderwertiger Beschaffenheit der Krämerware bei gleichem Preis. Ähnliches ergeben die vergleichenden Warenausstellungen, die immer häufiger von Konsumvereinen zur Aufklärung der Mitgliederfrauen veranstaltet werden.

Der Stadtrat in Dresden hat im vorigen Frühjahr auf Drängen der unter dem Namen Mittelstandsschutz eine eigensüchtige Interessenpolitik betreibenden Krämervereinigungen die städtischen Arbeiter zum Austritt aus den Konsumvereinen gezwungen. Auf mehrfache Beschwerden hat er nun zugeben müssen, daß ihm ein derartiges Zwangsrecht gegenüber den Frauen der Mitglieder nicht zusteht. So wird das Attentat profitlästerlichen Krämergeistes auf den Geldbeutel armer Arbeiter, ein echtes Stück unlauteren Wettbewerbes mit Hilfe der „über den Klassen schwebenden“ öffentlichen Gewalt, wenigstens von einem Teile der städtischen Bedenken angekränkt sind die preussischen Verwaltungsorgane. So hat die Eisenbahndirektion Magdeburg den Arbeitern und Angestellten der Bahnverwaltung den Austritt aus dem von Arbeitern geleiteten, also für ein staatsbehaltendes Herz „sozialdemokratischen“ Konsumverein aufgezwungen und zugleich auch den Nachweis verlangt, daß ihre Frauen keinem derartigen staats-, das heißt profitgefährlichen Verein angehören. Auch ein Stück vom Schutze der Heiligkeit der Familie.

Eine Hauswirtschaftsgenossenschaft ist in Kopenhagen ins Leben getreten. Sie besitzt ein Wohnhaus mit 26 Wohnungen und Zentralheizung. Das Kochen, Waschen und die Bedienung wird von einer Zentrale aus besorgt. Die Ausgaben sollen für eine fünfköpfige Familie je nach den Ansprüchen 300 bis 4000 Kronen (zu 1,12 Mark) betragen. Damit ist noch nicht gesagt, daß derartige Einrichtungen sich nicht auch den bescheidenen Verhältnissen der Arbeiterschaft anpassen ließen.

Eine schöne Agitationschrift ist „Die Geschichte der Konsumvereine in England“, der Jugend erzählt von Jsa. Michelson, deutsch von Dr. Munding. Die in herzerquickendem Tone gehaltene Schrift ist 70 Seiten stark und reich illustriert. Die Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Hamburg liefert 25 Stück für 4 Mark. Simon Kayenstein.

**Kommunale Fürsorge für Mutter und Kind.**

Eine Reihe kommunaler Fürsorgemaßregeln zum Schutze der Mütter und Säuglinge wird Berlin in nächster Zeit schaffen. 90000 Mark sollen jährlich in den Etat der Gemeinde für Mutterchutz eingestellt werden.

Vorgeesehen ist die Errichtung von Heimstätten, in denen Hilfsbedürftige, ortsangehörige Schwangere im letzten Stadium der Schwangerschaft, sowie Neuentbundene bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Erwerbsfähigkeit Aufnahme und geeignete Pflege finden. Als Ersatz für die Heimstätten sollen Familienpflegestellen unter sachverständiger Aufsicht dienen. Der Säuglingsschutz soll gefördert werden durch ein Netz von Einrichtungen, welche die Mütter über die Vorzüge des Stillens, die Schädlichkeit des Alkoholenusses der Stillenden, die Gefahren der künstlichen Ernährung aufklären. Ärzte, Pflegerinnen, Hebammen, Vorträge der Schulärzte, Merkblätter usw. haben zu diesem Zwecke zusammen zu wirken. Was die künstliche Ernährung der Säuglinge anbetrifft, so ist in Aussicht genommen, daß die unbemittelten Mütter und Pflegemütter durch die Gemeinde zu mäßigen Preisen oder unentgeltlich zubereitete Säuglingsmilch und gebrauchsfertige Säuglingsnahrung erhalten. An acht zu errichtenden Fürsorgestellen für Säuglinge soll Milch usw. verabfolgt, soll spezialärztlicher Rat für die Pflege und Aufziehung der Kleinen erteilt werden. Die ärztliche Kontrolle über die Säuglinge der ärmeren Volksklassen ist zu organisieren, besondere Säuglingsärzte, die unter sich und mit einer Zentrale in steter Verbindung stehen, haben Mütter und Pflegemütter zu unterweisen und die Kinder ihrer Bezirke zu kontrollieren. Für die Errichtung der Fürsorgestellen sind 80000 Mark vorgeesehen. Bis die Stadt in der Lage ist, Krippen in eigene Verwaltung zu nehmen, soll der Berliner Krippenverein, der in den Arbeitervierteln die Errichtung von Bewahranstalten für Kinder im Alter von sechs Wochen bis 3 Jahren erstrebt, namhafte Zuschüsse erhalten. Die Mittel für die Durchführung der beabsichtigten Maßnahmen sollen nicht vom Armenetat genommen werden, so daß sie nicht mit einer Beeinträchtigung der politischen Rechte der Arbeiterklasse verbunden sind. Die geplanten Reformen sind in der Hauptsache dem Drängen der Sozialdemokratie in der Stadtverordnetenversammlung zu verdanken. Besonders Verdienst um sie haben sich drei Ärzte erworben, welche unsere Partei in das „Kote Haus“ gesendet hat: die Genossen Dr. Kurt Freudenberg (verstorben), Dr. J. Weyl und Dr. A. Bernstein. Vor drei Jahren schon stellte die sozialdemokratische Fraktion ihren einschlägigen Antrag und noch sind die dringenden nötigen Maßnahmen nicht unter Dach und Fach! Wenn es einem Fürstbesuch gälte, wäre weit schneller gehandelt worden!

**Frauenbewegung.**

Die Zahl der Hörerinnen an der Universität Berlin beträgt für das Wintersemester 667. Diese Zahlen betonen das steigende Bedürfnis der Frauen nach höherer Bildung und Berufstätigkeit; sie illustrieren, mit welcher souveränen Verachtung die Entwicklung der sozialen Verhältnisse und der Umschwung im Denken über die spießbürgerliche Auffassung von dem Wesen und den Aufgaben des weiblichen Geschlechtes zur Tagesordnung übergeht.

Der zweite Kongress der italienischen Gewerkschaften und Arbeitskammern hat anfangs Januar in Rom getagt. Weibliche Delegierte nahmen an ihm teil, und verschiedene der behandelten Fragen sind von besonderem Interesse für die Arbeiterinnen. So vor allem die Debatten über den gesetzlichen Schutz der Heimarbeiterinnen. Wir werden in nächster Nummer ausführlicher darüber berichten.

Der Verband der schwedischen Handschuhnäherinnen hat sich am 1. Januar dieses Jahres mit dem Verband der Handschuhmacher verschmolzen. Der betreffende Beschluß wurde bald nach dem internationalen Handschuhmacherkongress zu Stuttgart auf dem Kongress der zuletzt genannten Organisation zu Malmö gefaßt. Drei Vertreterinnen des Handschuhnäherinnenverbandes nahmen an ihm teil. Die geeinte Organisation führt den Namen Handschuharbeiterverband; ihr Vorstand besteht aus vier Handschuhmachern und drei Näherinnen. Der Beitrag stellt sich für weibliche Mitglieder auf 50 Ore monatlich, für männliche auf 65 Ore wöchentlich. Der Handschuharbeiterverband zahlt Arbeitslosenunterstützung und Sterbegeld.

**Abonnements-Einladung**

**In Freien Stunden**

**Neuvierte Roman-Bibliothek** wöchentlich ein Heft 10 Pf. 24 Seiten stark

Das Bestreben des Verlags ist darauf gerichtet, mit diesem Unternehmen die vererbliche Schulbildung aus den Kreisen der Arbeiter zu verdrängen. Dies soll erreicht werden, indem wir den Arbeitern, ihren Frauen und der heranwachsenden Jugend

**gute Unterhaltungs-Lektüre mit künstlerischen**

**Illustrationen zu monatlich billigen Preisen liefern.**

Unsere Zeitschrift gibt Gelegenheit, Land und Leute der verschiedensten Art zu schauen und den Kampf noch in mannigfacher Form im lebendigen Bilde der ergründeten Fiktion kennen zu lernen. — Wir richten deshalb die dringende Bitte an alle Parteigenossen, an alle Arbeiter und Arbeiterinnen:

**Sorge jeder in seinem Kreise für die Verbreitung der Freien Stunden!**

Mit dem 1. Januar 1905 begann der neunte Jahrgang unserer Zeitschrift. Dieselben eröffnen wir mit dem Hauptroman

**Im Banne der Versuchung.** Von Hector Malot.

Daneben werden erscheinen:

**L'Omicide (Die Mörderin),** Novelle von V. Schulze-Smidt und darauffolgend

**Der Pöbel.** Roman von O. to Kuppins.

Außerdem bringt jedes Heft noch Novellen, Skizzen, Anekdoten und satirischen und humoristischen Inhalts.

Abonnements besorgt jeder Kolporteur, jede Zeitungspedition, alle Buchhandlungen, jede Postanstalt und der Verlag: **Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstraße 69.**

## Begräbnis während des Ausstandes.

Von Ida Negri.\*

Du Ärmlicher und Lahler Leichenwagen,  
Den keine Blume zielt,  
Und der des alten Mauerers Leiche langsam  
Zur Grabesammer führt,  
Gleich stolzem Trauerwagen eines Königs  
Zur ew'gen Ruhe zieh.  
Dir folgt ein Zug so glorreich und erhaben,  
Wie man ihn sah noch nie.  
Zehntausend sind's, und scheinen doch nur einer,  
So ruhig, beinahe mild;  
Und nur ein großer, einziger Gedanke  
Die dichte Schar erfüllt,  
Der auch aus ihren taftgemöhen Schritten,  
Dem gleichen Atmen spricht;  
Verklärend über Not und Leid und Sterben  
Ein jedes Angesicht.  
„O Kamerad, der in dem schroffen, würd'gen  
Konflikte mit uns war,  
Und der du starbst, auf dieses Zeichen hoffend,  
In deiner Freunde Schar;  
Schau rückwärts, sieh! — Zu deiner letzten Feier  
Kam jeder, jeder her.  
Vernichtet sah' uns erst das Licht des Tages,  
Wo wir vereint nicht mehr.  
Wir wissen jetzt, daß glaubensstark umschlungen  
Wir diese Welt erneuen.  
Als Erbschaft bleibt den Schwachen und Besiegten  
Das zorneswüt'ge Dräun,  
Der blinde Stein, der Feuersbrünste Glut,  
Wie Blut, — das wüste Schrein.  
Wir sind der Strom, der majestätisch große,  
Der fließt ins Meer hinein;  
Der Gletscher sind wir, der in weißem Schweigen  
Empor zum Himmel blickt  
Und ganz allmählich, aber unerbittlich,  
Den Berg durchbricht und rückt,  
Der letzten Hoffnung, letzten Hilfe Quellen  
Sind morgen schon versiegt.  
Nur keine Furcht, Kam'rad, Die Herzen beben,  
Auch wenn's an Brot fehlt, nicht.  
Wie fern auch noch die ruhmreichen Kämpfe  
Der Arbeit mögen sein,  
Bei Kinderfang und knoipend duft'gen Rosen  
Im goldnen Frührotschein,  
Wie viele Opfer noch am Wege fallen,  
Der rauh von Dorn und Stein,  
Bei ungleichart'gem Kampf, bei endlos düst'rem,  
Trostloser Todespein  
Der Mühsal, die uns keinen Trost gewähret  
Und großen Lohn nur hat,  
Und hartes Brot! . . . Schlaf sanft in deinem Glauben,  
Du toter Kamerad!  
Zehntausend sind wir heut um deine Bahre,  
Millionen morgen schon,  
Vorbei zieht unser Zorn nicht wie Gewitter  
Mit Blitz und Donnerdon;  
Nein, weiter geht es, fest und unaufhaltsam  
Durch Elend und Gefahr;  
Für uns nicht, nicht für uns, nein, nur zum Segen  
Für unsrer Söhne Schar.  
Ein Klopfen gilt's mit wucht'gen Hammerschlägen  
In harten Fels hinein,  
Um nach und nach, schwerleuchtend bloßzulegen  
Das Rückgrat vom Gestein.  
Und unsern Glauben tragen wir am Schwerste  
Als schönste Blumenzier;  
Stirbt uns ein Bruder, schließen sich die Reihen,  
Doch weiter schreiten wir.

## Unbesieglich!

Ich weiß ein Heer von unbesiegteten Streitern,  
Die nimmer weichen und die nimmer wanken;  
Sie stehn im Oiled, die Waffen hoch, die blanken,  
Und tragen euren Schützen, euren Reitern.  
Sie stürmen eure Wälle ohne Leitern,  
Und aufersiehn, so viel auch ihrer sanken,  
Weil sie vom Born des ew'gen Lebens tranken —  
An diesem Heer wird euer Heer zerscheitern.  
Schon gehn sie unsichtbar um eure Hallen  
Und hauen euren Löwen ab die Pranken  
Und hauen euren Adlern ab die Krallen.  
Ihr Herrschilde blühet, und die Tempel schwanken,  
Ihr Schlachtreif donnet, und die Burgen fallen —  
Kennt ihr die Streiter? — Das sind die Gedanken.  
Ludwig Pfau.

## Im Armenhause.

Von Ida Christen.

Große Warenballen, Fässer, Eisenstangen, hochaufgeschichtete Fasbäuben und sauber geschlichtete Dachschindeln liegen jetzt vor dem grauen, lahnen, langgestreckten Gebäude, welches einst das Armenhaus der Stadt war. Die kleinen Fenstern sind trübe und schmutzig und schillern wie schlechte Perlmutter, wenn ein Sonnenstrahl durch die hohen Bäume dringt, die das Haus umgeben. Es mag wohl jetzt zu Magazinen verwendet werden, denn die Glocken des kleinen Kirchleins läuten nimmer, alles ist still und öde, nur das Verwaltungshaus, das nach der Hauptstraße gelegen ist, hat helle Fenster mit reinen Vorhängen; vielleicht ist es ein Mietshaus geworden.

Die niederen alten Häuser, die rings um das Armenhaus standen, sind auch abgetragen, und große palastartige Bauten sind jetzt seine Nachbarn, aber noch immer ragt das lange schlichte Dach über die höchsten Dächer hinweg, denn das Armenhaus steht auf einer Anhöhe, mitten in einem großen Garten, und die Mauer am Fuße dieser Anhöhe schließt es rundherum von allen Nachbarn ab.

Jetzt steht dem alten Armenhaus ein neues gegenüber, mit künstlichen Vorbauten und Aufsätzen, mit einem vornehmen Schieferdache auf den zwei Stockwerken, mit hellen, hohen Fenstern und einem zierlichen Eisengitter, statt der Mauer, um den modernen Vorgarten. Aber dem Einfahrtstor ist eine große Uhr, die sogar nachts erleuchtet wird, so daß man sie aus weitester Ferne sieht. Prachtige Gaslaternen brennen statt der blinzelnenden Öllämpchen, die in vergangener Zeit das alte Haus trüblich beleuchteten.

Die Bewohner sind längst übersiedelt, entweder sie machen sich breit hinter den breiten Fenstern des neuen Gebäudes, oder sie führen eine gute Strecke weiter hinaus, nach dem Friedhofe . . . wo auch ein großer, neuer Winkel für die Gräber der Armen abgegrenzt wurde.

Als das alte Haus noch bewohnt war, machte es nicht den traurigen Eindruck, den es jetzt macht, damals war es recht lebendig in dem stillen Garten, in den weißgetünchten Gängen, auf den sandbestreuten knisternden Treppen in den langen, hellen Stuben, trotzdem nur alte Männer und Frauen dort wohnten.

Wer in so eine große Frauenstube eintrat, der freute sich fast ob der gleichmäßigen weißen Betten, die rechts und links in Reihen standen und nur durch kleine Kästen, welche zugleich Tische bildeten, getrennt waren. Jedes dieser Kästchen enthielt das ganze Hab und Gut der Verarmten, und zu Häupten des Bettes hing eine schwarze Tafel, auf welcher ihr Name und Alter stand. Es war alles so gleichmäßig in den Stuben, daß sich selbst die Menschen auf den ersten flüchtigen Blick glichen. Die alten Frauen, die herumklopfen oder auf den Stühlen vor ihren Tischen saßen, hatten nur durch ihre breitgefalteten weißen Hauben und blauen Schürzen diese Ähnlichkeit bekommen, doch wer genau hinsah, die alten Gesichter wohl gar studierte, der fand in den Runzeln und Falten seltsame Zeichen, die manche traurige, manche sündhafte, manche harmlose Geschichte aus diesem abgenährten, wertlos gewordenen Leben erzählte . . .

Am obersten Ende einer solchen langen Stube stand ein großer niedriger Tischschrank, und auf dem Schranke zwischen zwei blankgeputzten Messingleuchtern ein ebensolches Christusbild mit einem Papierblumenkranz geschmückt. Aber dem Christus an der Wand hing das Bild eines Knaben. Es war eine sorgliche, feine Zeichnung, und die alte Frau, die dem Bilde gegenüber saß, mußte auch dabei geoffen sein, als es gezeichnet wurde, denn im Hintergrunde sah man, wenn auch verwischt, die letzten Spuren der gefalteten Haube, welche die Frau noch immer trug. Auch die groben Umrisse des großen knochigen Gesichtes waren noch zu erkennen, und die runden Brillengläser der Alten, die jetzt zu dem Bilde hinausstarrten, konnte man in etwas verzogenen Kreisen auch wieder finden. Nur die Haare, welche dort die dunkelsten dicksten Striche andeuteten, mochten damals nicht so weiß gewesen sein wie jetzt, wo sie die blendend weiße Haube schier beschämten; freilich war die Frau fast achtzig Jahre alt.

Neben dem Weibe, gleichfalls zu dem Bilde hinaufsehend, saß ein Priester in dem düsteren Kleide seines Standes; er drehte eine kleine silberne Tabakdose in seiner Hand, holte zuweilen teilnahmsvoll Atem und senkte das Haupt, als die Frau mehr zu sich selber als zu ihm sprach:

„Fünfzehn Jahre ist eine lange Zeit für ein altes Weib . . .“

Sie knotete einen großen Bündel, der zu ihren Füßen lag, fester zusammen, schob ihn beiseite, nahm ihre Brille ab und puhte sie mit ihrer Schürzenecke, steckte sie zögernd auf, schaute prüfend durch und sagte zu dem Priester gewendet, der unruhig wie sie selbst allen ihren Bewegungen folgte:

„Was war er aber für ein gutes Kind damals; wissen Sie, noch hochwürdiger Herr, wie ihn die französische Zeichenlehrerin da so abzeichnete, wie er lebte und lebte, und wie der Schelm mich dann selber hinten hingestrichelt hat, zum Ärger der Franzosenmamsell, die seine dicken Striche nicht mehr ganz wegwischen konnte. Wer hätte sich damals gedacht, daß ich alles das erlebe mit dem Kinde, was ich erlebt habe.“

Der Priester griff in seine langen weißen Haare, räusperte sich wieder mit verhaltener Hand leicht und sagte mit erhobener Stimme plötzlich, die Frau gleichsam unvorbereitet mit seiner Frage überfallend:

„Aber heute werden Sie doch in die Kirche kommen, Frau Weiß?“

Mit einem raschen Ruck des Kopfes blickte die Frau dem Priester fest in die Augen, und es klang nicht spöttisch, wohl aber überzeugungsvoll abwehrend, als sie erwiderte:

„Oho! . . . haben Sie sich endlich an dem letzten Tag, den ich in diesem Hause verlebte, dazu hergegeben, mich zu dem zu bringen, was ich volle fünfzehn Jahre nicht tat? . . . Daran wird nichts, Hochwürden, in die Kirche, wo ihr Vorgänger mich von der Kanzel herunter eine Gotteslästerin genannt hat, in diese Kirche gehe ich nicht mehr. Wenn ich gehen würde, müßte ich mich vor allen den alten Leuten schämen, die so wie ich mit einem Fuß in der Grube stehen, ich müßte mich vor mir selber schämen, weil ich mein Wort brechen würde. Mir ist damals unrecht geschehen in meinem allergrößten Schmerz; kein ehrlicher Mensch setzt wieder seinen Fuß über die Schwelle eines Hauses, wo man ihn hinausgewiesen hat, um so weniger aber, wenn das Haus ein Gotteshaus ist. Ich bin in meinem Recht.“

„Sie hatten damals unrecht und haben es heute noch,“ sagte der Priester eindringlich, fast bittend.

„Nein“ . . . erwiderte die alte Frau starcköpfig, „nein, Hochwürden. Um das Ja und Nein habe ich mich mit Ihrem Vorgänger fünf Jahre gestritten, ich bin bei meinem Nein geblieben, weil mir die christliche Milde fehlt“ . . . hat er gesagt, mir! . . . Es ist schade, Hochwürden, daß wir zum Abschiede auf die alte traurige Geschichte zurückkommen, aber Sie wollten es, nicht ich.“

„Weil Sie nicht mit einem Unrecht auf dem Herzen scheiden sollen von uns.“

„Hochwürdiger Herr, nicht das Wort Unrecht! . . . Unrecht? Unser Herrgott weiß es besser als die Menschen, ob es ein so großes Unrecht war, daß ich gesagt habe: „Es gibt keinen Gott“, daß ich das in meiner Verzweiflung zum Altar hinaufgeschrien hab', wie draußen vor der Kirchthüre mein einziger Sohn mit einer Kugel in seinem ehrlichen Herzen dagelegen ist . . . War mein Sohn ein Rebell? Nein . . . War er ein schlechtes Kind? Nein . . . Ein böser, ein lieberlicher, ein fauler Mensch? Nein, nein, nein, er war ein fleißiger, tüchtiger Bürgermann wie sein Vater und sein Großvater gewesen. Er hat seiner alten Mutter einen Sonntagbraten bringen wollen, hat sich weder um die Soldaten, noch um die Rebellen gekümmert, die aufeinander geschossen haben, denn er hat an seine Mutter gedacht, an sein Weib und Kind; und doch hat die Kugel just ihn getroffen, und just da unten vor dem Gotteshaus . . . Mitten durch die Orgelmusik und durch das Glockenläuten habe ich den Schrei gehört, der mir durch Marx und Wein gegangen ist; ich habe nur gewußt, es ist meinem Kinde ein Unglück geschehen, ich hab' das gespürt in jedem Blutstropfen, und da bin ich in meiner Seelenangst hinaus und habe ihn liegen sehen, o . . . Ich hab' ihn herausgerissen an mein Mutterherz und hab' nur immer gesagt: „Anton! Anton! mach die Augen auf, Anton!“ . . . Aber die Augen sind zugeblieben, mein einziger Sohn war tot . . . Und da bin ich in meinem ersten Schrecken, in meiner ersten furchtbaren Verzweiflung zurückgelaufen in die Kirche und habe aufgeschrien: „Weiber, Weiber, Leut! mein Kind! hört's auf zu beten, es gibt keinen Herrgott mehr!“ — Ich habe mir damals gedacht, er hätte die unglückselige Kugel aufhalten müssen mit seiner allmächtigen Hand, ich habe mir damals gedacht, unser Herrgott hat auf eine Weile abgedankt . . .“

Die alte Frau zitterte vor Erregung und sank in sich zusammen, als sie geendet hatte, ihr zahnloser Mund aber bebte, als wiederholte er lautlos dem eigenen Herzen diese alte Leidensgeschichte.

Der Priester drehte die kleine Dose immer schneller in seinen weißen, fetten Händen, holte immer hastiger und hilfloser Atem, und endlich klopfte er die Frau auf die Schulter, als wollte er sie aus ihrem Brüten erwecken, dann schob er sein glattes, rotangehautes Gesicht vor, strich mit dem Daumen über seine weißen Brauen, wies aber dabei hinter sich auf die schweigend umherstehenden Weiber.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Hr. Max Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe Post Ziegelhof bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.

\* Aus „Mutterchaft“. Berlin, J. Fontane & Co.